

Über die vielen Häute der Zwiebel

Jones

www.jones.at



Liebe Leserin, lieber Leser!

„Kennen Sie NU? Ja, NU? Das ist eine Zeitung von der Kultusgemeinde. Von dort krieg ich immer zwei. Aber NU ist die lustige. NU ist gescheit und lustig.“ So in etwa sprach eine alte Dame in Ö1 über ihre Präferenzen beim Vorlesen. Weil das Radio kein dialogisches Medium ist, konnten wir uns für ihr Lob nicht gleich bedanken, was wir hiermit nachholen. Wir konnten der netten Dame auch nicht sagen, dass wir keineswegs eine Zeitung der Kultusgemeinde sind. Nein, wir bekommen keinen Cent von dort, und wir werden anders als zehn weitere jüdische Publikationen auch nicht auf der Homepage erwähnt. Wir verhelfen der Gemeinde bloß zu einem besseren Image. Nichts zu danken, werter Kultusrat.

NU feiert mit dieser Ausgabe auch ein Jubiläum. Wir erscheinen zum 25. Mal. In rein privater Initiative und dank der unbezahlten Mitarbeit von hervorragenden JournalistInnen aus vielen österreichischen Medien. 45 Autoren, weiters Grafiker, Fotografen, Lektoren, Layouter und Drucker haben uns in den vergangenen fast sieben Jahren zu einem viel beachteten Spezial-Medium gemacht. Ich danke ihnen allen herzlich.

Noch einmal Ö1: Michael Kerbler hat als einziger österreichischer Journalist eine Einladung erhalten, für seine Sendung „Im Gespräch“ persönlich mit Günter Grass in dessen Urlaubsort in Norddeutschland zu reden. Kerbler hat NU das Interview als einzigem Printmedium zur Verfügung gestellt.

In Gesprächen mit LeserInnen zeigt sich immer wieder, dass ausführliche Interviews großen Gefallen finden. Diesmal haben wir neben Günter Grass noch drei weitere GesprächspartnerInnen zu bieten. Alexia Weiss hat mit Hanno Loewy, dem Direktor des Jüdischen Museums Hohenems, über die Unterschiede von deutsch-jüdischer und österreichisch-jüdischer Identität, über das Wesen der Migration und über seine Auffassung vom Ausstellungsmachen gesprochen.

Danielle Spera hatte die Idee, gleich zwei starke Frauen für NU zu befragen. Ursula Stenzel, ÖVP-Bezirksvorsteherin in der Inneren Stadt, und Dwora Stein, Spitzenfunktionärin der Gewerkschaft der Privatangestellten, erzählen über

ihre jüdische Identität, ihre Sozialisierung in Österreich und über ihre Sicht auf den Nahost-Konflikt.

Vor wenigen Wochen hat uns Joachim Riedl, verantwortlich für den Österreich-Teil der Hamburger Wochenzeitung „DIE ZEIT“, zu einer ehrenvollen Kooperation eingeladen. Eine Reihe von Kommentaren zu Israel erschien in seinem Medium und ist jetzt in NU nachzulesen. Bitte beachten Sie, dass die Kommentare in der dritten Woche des Konflikts verfasst wurden. Ein nur vier Mal im Jahr erscheinendes Medium wie NU kann nicht tagesaktuell auf die jeweilige Situation eingehen. Dennoch wird es Sie interessieren, wie das Meinungsspektrum unter unseren Redakteuren und einigen Gastautoren aussieht.

Und weiter im diesmal besonders dicken NU: Bei Nina Horaczek lernen Sie, wie junge Juden via Internet ihre Partner zu finden suchen. Heike Hausensteiner hat den europäischen Parlamentariern zugehört und dabei viel Rassismus und Antisemitismus im Hohen Europäischen Haus entdeckt. Axel Reiserer hat uns wieder einen seiner bildreichen Berichte aus London übersendet. Diesmal hat er orthodoxe Juden im traditionellen Stadtteil Stamford Hill beobachtet. Katja Sindemann ist einem Goldzug auf der Spur, an dem sich zuerst die Nazis, dann die Amerikaner bereichert haben. Petra Stüber beschreibt den wenig aufmunternden Umgang der Wirtschaftsuniversität Wien mit ihrer Vergangenheit. Es ist zu hoffen, dass die autonome Uni sich mit dieser, ihrer Geschichte einmal grundsätzlich befasst, weil sie wohl anderenfalls nicht leicht in die Riege anerkannter, internationaler Hoher Schulen aufgenommen werden wird.

Wie schon erwähnt, wir kriegen kein Geld von der IKG. Wir brauchen aber welches, um weitere schöne Hefte für Sie machen zu können, daher: Spenden von Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, sind hoch willkommen. Unser Konto: BA-CA (BLZ 12000), Nummer 08573 923 300.

Ein aufrichtiges schana tova wünscht

Peter Menasse

Chefredakteur

(Mail an office@nunu.at)

VERZERRUNG



FOTO ©: Amt der Kärntner Landesregierung

Haider forderte Ausweisung Dan Ashbels

UNGEHEUERLICHKEITEN ist man von Kärntens Landeshauptmann Jörg Haider ja gewohnt. Diese hier muss man sich auf der Zunge zergehen lassen. Ende Juli meinte Haider angesichts des durch die Gefangennahme zweier israelischer Soldaten durch die Hisbollah ausgelösten jüngsten Nahost-Konflikts, der israelische Botschafter Dan Ashbel gehöre sofort aus Österreich ausgewiesen. Haiders Vorwurf: Ashbel habe nach dem Luftangriff Israels auf Kana den Tod von Zivilisten und Kindern nicht bedauert, sondern von einem „Plus im PR-Krieg“ gesprochen.



FOTO ©: BMAA/Hopi-Media

Plassnik verurteilte Forderung nicht klar

Außenministerin Ursula Plassnik wurde einige Tage später in einem

ZiB-Interview gefragt, ob sie Haider in diesem Punkt zustimme. Das wäre „kontraproduktiv“ meinte Plassnik, schließlich sei es gut, einen Ansprechpartner in Österreich zu haben. Eine klare Verurteilung der Forderung Haiders nahm sie nicht vor.

PRÜFUNG

POSITIVES ECHO rief der NU-Beitrag zur Arnezhoferstraße im Büro von Kulturstadtrat Andreas Mailath-Pokorny hervor. Wie NU



FOTO ©: Heike Hausensteiner

Belasteter Straßenname

berichtete, ist die Straße im zweiten Wiener Gemeindebezirk nach dem katholischen Pfarrer Johann Ignaz Arnezhofer benannt. Er wurde Ende des 17. Jahrhunderts von Leopold I. als Kommissar für die Ausweisung der Juden aus der Leopoldstadt eingesetzt. Mailath-Pokorny teilte NU-Chefredakteur Peter Menasse nun in einem Schreiben mit, „dass ich die Mitglieder des Unterausschusses für Verkehrsflächenbenennungen ersucht habe, die Namensgebung zu prüfen und mir über die weitere Vorgangsweise zu berichten“. NU hofft, dass die Prüfung auch zu einem positiven Ergebnis führt.

EINBÜRGERUNG

UND noch eine von NU berichtete Geschichte hat inzwi-

schen eine andere Wendung genommen. In der Juni-Ausgabe beleuchtete Heide Schmidt ausgehend vom Entzug der niederländischen Staatsbürgerschaft Hirsi Alis die Diskussion um Einbürgerungsregeln. Die gebürtige Somalierin Hirsi Ali, so wurde Ende Juni entschieden, darf nun doch niederländische Staatsbürgerin bleiben, obwohl die Kämpferin gegen den fundamentalistischen Islam und spätere niederländische Abgeordnete zur Erlangung der Staatsbürgerschaft einst falsche Angaben gemacht hatte. Die Debatte um Hirsi Ali stürzte die niederländische Regierung zudem in eine tiefe Krise. Am 22. November wird nun neu gewählt.



FOTO ©: www.rights.no

Doch wieder Niederländerin: Hirsi Ali

RICHTIGSTELLUNG

KRITIK gab es nach dem Bericht über den schlechten Zustand des Währinger Friedhofs zu Recht an der Bebilderung des Beitrags. Hier ist NU leider ein Fehler unterlaufen: Es gelangte eine Aufnahme des Friedhofs in der Seegasse ins Heft. NU entschuldigt sich.



FOTO ©: Peter Rigaud

SEITE 6



FOTO ©: Michael Kerbler

SEITE 15



FOTO ©: Peter Rigaud

SEITE 32

EDITORIAL	3	ANTISEMITISMUS	29	AUFARBEITUNG III	52
MEMOS	4	Skandalöse Wortmeldungen aus dem Europäischen Parlament		Über Vergangenheitsbewältigungsversuche in Niederösterreich	
INTERVIEW	6	Von Heike Hausensteiner		Von Irene Brickner	
URSULA STENZEL		INTERVIEW	32	GEDENKEN	56
Die VP-Bezirksvorsteherin erzählt über ihre Kindheit und macht sich Gedanken über die Zukunft im Nahen Osten.		HANNO LOEWY		Schule nach Ella Lingens benannt	
Von Danielle Spera		Der Direktor des Jüdischen Museums Hohenems über jüdische Identität		Von Heike Hausensteiner	
TRAUMATA	12	Von Alexia Weiss		FILM	58
Opfer und Täter leiden im Alter ähnlich.		AUFARBEITUNG I	39	„Zorros Bar Mizwa“ von Ruth Beckermann	
Von Peter Menasse		Magere Forschung zur eigenen braunen Vergangenheit an der WU Wien		Von Harald Ladstätter	
LITERATUR	15	Von Petra Stuber		RÄTSELHAFTES IN JIDDISCH	59
Günter Grass geht mit sich selbst ins Gericht.		ORTHODOXIE	42	Von Michaela Spiegel	
Von Michael Kerbler		Das Leben in Stamford Hill		LESERBRIEFE	60
ISRAEL	19	Von Axel Reiserer		DAJGEZZEN UND CHOCHMEZZEN	61
In Kooperation mit „DIE ZEIT“ bringt NU acht Positionen zum aktuellen Nahost-Konflikt.		NEUERSCHEINUNG	47	Von Peter Menasse und Erwin Javor	
INTERVIEW	24	„Der Goldzug“		KOMMENTAR	62
DWORA STEIN		Von Katja Sindemann		Kann man das Böse kurieren?	
Die Gewerkschafterin über ihr Judentum, Antisemitismus und Israel		HEIRATSMARKT	48	Von Martin Engelberg	
Von Danielle Spera und Peter Menasse		NU hat jüdische Singlebörsen im Web getestet.		KOMMENTAR	63
		Von Nina Horaczek		Das Motiv ist und bleibt Judenhass.	
		AUFARBEITUNG II	50	Von Erwin Javor	
		Grüne Parteizentrale in ehemals „arisiertem“ Haus		IMPRESSUM	64
		Von Alexia Weiss			

office@nunu.at
www.nunu.at

Die EU hat bei Israel Schlagseite

Sie ist eine starke Frau, die polarisiert, gleichzeitig aber für die ÖVP Erdrutschsiege eingefahren hat, in der EU, aber auch in der Inneren Stadt in Wien. Auch wenn sie jetzt in der Kommunalpolitik aufgeht, gehört ihre Liebe der außenpolitischen Diskussion, vor allem über den Nahen Osten. Das ist kein Zufall.

DANIELLE SPERA HAT MIT URSULA STENZEL GESPROCHEN

FOTOS VON PETER RIGAUD



Die wenigsten Österreicher wissen, dass die ÖVP-Politikerin Ursula Stenzel Jüdin ist

NU: Die wenigsten Österreicher wissen, dass Du Jüdin bist, Du machst daraus aber in der Öffentlichkeit auch nie ein Geheimnis. Wie wichtig ist Dein Judentum für Dich?

Stenzel: Es ist für mich sehr wichtig. Meine Mutter stammte aus einem Rabbiner- und Kantorenhaus. Dieser Teil der Familie hat das emanzipierte bürgerliche Judentum in Wien in der Zeit der Jahrhundertwende repräsentiert. Einer meiner Onkel war ein bekannter Feuilletonist, Julius Stern. Ein weiterer war Unternehmer, der sich um die Finanzen der Familie gekümmert hat. Ich bin also in dieser hochgeistigen, aber sehr offenen Atmosphäre aufgewachsen. Das hat mich sehr geprägt. Mein Vater kam aus einer Riege von Nordbahningenieuren.

NU: Aufgewachsen bist Du in der Czerningasse im 2. Bezirk, im Herzen der Mazzesinsel sozusagen.

Stenzel: Die Wohnung, in der ich aufgewachsen bin, war die Dienstwohn-

ung meines Urgroßvaters, der Kantor in der Rotensterngasse war. Musik war seine große Leidenschaft. Er ist jeden Tag in die Oper gegangen, auf den Stehplatz. Von der Jüdischkeit der „Mazzesinsel“ war in meiner Kindheit aber natürlich nichts mehr zu spüren.

NU: Wie hat die Familie die Nazi-Zeit überlebt?

»Ich bin also in dieser hochgeistigen, aber sehr offenen Atmosphäre aufgewachsen. Das hat mich sehr geprägt.«

Stenzel: Fast alle sind emigriert – wirklich in alle Winde verstreut. Eine enge Verwandte meiner Mutter hat sich umgebracht. Meine Großmutter hat die so genannte Reichskristallnacht nicht überlebt. Es hat ihr das Herz gebrochen. Meine Mutter hat durch die Ehe mit meinem Vater überlebt, da er kein Jude war. Irgendwie hat er es geschafft, meine Mutter

und meine Schwester zu schützen. Meine Schwester – sie war um 13 Jahre älter als ich – durfte dann nicht ins Gymnasium, man hat sie als jüdisches Kind in eine Schule für geistig minderbemittelte Kinder mit einer sadistischen Nazi-Lehrerin abgeschoben. Sie hat das alles nur überstanden, weil Klosterschwestern des Ursulinen-Ordens sie aufgenommen haben. Meine Mutter musste in ein Lager im Prater, wie viele andere Juden, die in Mischehen lebten. Es war ein ständiges Leben in Angst. Bis zum Einrücken der russischen Panzer in die Praterstraße war das Leben meiner Mutter unsicher. An die Kellertür, wo sie versteckt war, hat dann glücklicherweise nicht die SS, sondern die Rote Armee geklopft. Die Schwester meiner Mutter hat in der Emigration in London den Verstand verloren. Sie konnte das Schicksal nicht verkraften. Ihr Mann war ein Bankdirektor. Das gesamte Vermögen wurde „arisiert“. Der Bruder meiner Mutter ist nach Frankreich gegangen und hat dort im Widerstand gekämpft. Auch bei ihm hatte



In ihrer Zeit im ORF hat die frühere Nachrichten-Moderatorin antisemitische Zuschriften erhalten

die Nazi-Zeit schwere psychische Narben hinterlassen. Meinen Eltern hat ein Priester sehr geholfen. Mein Vater war ja sehr religiös und meine Mutter ist aus Liebe zu ihm dann spät noch zum katholischen Glauben konvertiert. So habe ich wirklich beide Welten mitbekommen.

NU: Wie hast Du die 1950er und 1960er Jahre erlebt? Das Klima war ja nicht gerade offen und freundlich für Juden.

Stenzel: Ich war von klein auf mit dem Schock der Nazi-Zeit konfrontiert. Das hat in den Gesprächen meiner Eltern dominiert. Meine Mutter hat geschildert, was sich um sie herum abgespielt hat – wie die Freunde abgeholt wurden, die Menschen um sie verschwanden, die Nachbarn –, wie gefährdet sie selbst war. Es gab Leute in der Umgebung, die haben vor meiner Mutter ausgespuckt. Sie wurde oft gedemütigt, musste sich hinknien und das Stiegenhaus waschen. Die große Hoffnung meiner Mutter war, dass – als der Alptraum vorbei war – die Nachbarn irgendein Wort finden würden. Etwa: „Es tut uns leid“, oder: „Lassen Sie uns neu beginnen.“

Doch es kam nichts. Man ist einfach zur Tagesordnung übergegangen.

»Ich war von klein auf mit dem Schock der Nazi-Zeit konfrontiert. Das hat in den Gesprächen meiner Eltern dominiert.«

NU: Du bist in einer Klosterschule erzogen worden, welche Erfahrungen hast Du dort gemacht?

Stenzel: Meine Eltern haben meine Schwester und mich nach dem Krieg taufen lassen. Wir sind beide von Ursulinen erzogen worden. Das Judentum wurde als geistige und Schicksalsgemeinschaft verstanden. Ich habe sicher meinen Blick dadurch geschärft bekommen. Mein Vater war ein sehr gläubiger und praktizierender Katholik. In der Schule hat es keine Rolle gespielt, dass meine Mutter Jüdin war, aber man hat sehr genau gewusst, was meine Familie mitgemacht hat.

NU: Hast Du je persönlich Antisemitismus erlebt?

Stenzel: Nein, glücklicherweise nie. Erst im ORF habe ich dann antisemitische Zuschriften von Zuschauern bekommen, da ich schon damals kein Geheimnis daraus gemacht habe. In Österreich ist heute eine neue Generation da, die eine andere Einstellung hat. Das ist vorbei und es kommt so sicher nie wieder. Vielleicht in anderen Formen, aber so, wie es war, sicher nicht.

NU: Aber gerade in Österreich kommen doch immer wieder diese Gefühle hoch, denk doch nur an die Waldheim-Zeit.

ZUR PERSON

Ursula Stenzel wurde 1945 in Wien geboren und begann 1970 ihre Karriere im aktuellen Dienst des ORF. 1975 war sie die erste Nachrichtenmoderatorin. 1995 wechselte Stenzel in die Politik und wurde 1996 als Listenführerin der ÖVP ins Europa-Parlament gewählt. 2004 erfolgte ihre Wiederwahl. 2005 wechselte sie in die Kommunalpolitik und ist nach einem Erdrutschsieg bei den Wiener Gemeinderatswahlen Bezirksvorsteherin für den ersten Bezirk.

Stenzel: Ja, leider gibt es diese Ressentiments noch immer. Die Waldheim-Affäre bedauere ich zutiefst. Waldheim hat seine Vergangenheit nie ehrlich aufgearbeitet und bewältigt. Dadurch war

»Binnen Minuten ist die Atmosphäre massiv gegen Österreich gekippt. Ich war schockiert, damit hatte ich nicht gerechnet.«

er dann einer aus innenpolitischen Motiven von Österreich aus gesteuerten Verleumdung ausgesetzt. Mich hat der Zeitpunkt gestört. Man hätte das Thema aufbringen sollen, als er Außenminister war unter Bundeskanzler Kreisky oder als er für den Posten des UN-Generalsekretärs kandidiert hat. Wo war denn beim damaligen FPÖ-Parteiboss Friedrich Peter die Aufregung? Ich will nicht aufrechnen. Es gab viele, die man zu Recht hätte vor den Richter bringen müssen. Übrigens hat der Neo-Nationalratskandidat Hans Peter Martin damals eine nicht unwesentliche Rolle bei einem nicht sehr lupenreinen Spiegel-Cover über Waldheim

gespielt. Waldheim hätte jedenfalls seine Vergangenheit nicht verheimlichen dürfen.

NU: Die Zeit der Wende – war das nicht eine Herausforderung für Dich, eine Koalition mit der FPÖ?

Stenzel: Ich habe es dramatisch erlebt, da ich ja die Reaktion in der EU erlebt habe. Binnen Minuten ist die Atmosphäre massiv gegen Österreich gekippt. Ich war schockiert, damit hatte ich nicht gerechnet. Ich hatte Haider – so wie er war und ist – charakterisiert. Ein populistischer Politiker, der sich von überall – damals noch sehr erfolgreich – ohne Skrupel Stimmen geholt hat, auch von den alten Nazis. Ich habe ihn aber nie als Rechtsextremisten angesehen. Allerdings hat er von seiner Familiensituation her ein sehr unkritisches Verhältnis zum Nationalsozialismus. Ich habe ihn für zu intelligent gehalten, um primitiv antisemitisch zu sein. Daher habe ich es als eine Überreaktion empfunden, dass gegen Österreich Sanktionen verhängt wurden. Denn die FPÖ ist demokratisch legitimiert, und wie man sieht, ist sie in einen Atomisierungsprozess geraten. Es

gibt EU-Politiker, die Bundeskanzler Schüssel heute dafür loben. Strache will jetzt im selben Segment Wähler um sich scharen. Das ist nicht gut. Man kann es aber in keinem Land verhindern, dass solche Politiker hochkommen. Ich glaube, dass unsere Demokratie so etwas aber aushält.

NU: Wie beurteilst Du den Umgang Österreichs, vor allem von Ministerin Gehrler, in Sachen Klimt-Bilder?

Stenzel: Es wäre sicher viel besser gewesen, man hätte diese Sachen vor vierzig Jahren in Angriff genommen. Das Schiedsgericht war dann doch eine gute Idee. Wie man sieht, haben die Bilder einen großen Wert, ein guter Nebeneffekt. Es ist nun einmal in Österreich so, wie es der Cousin meiner Mutter immer gesagt hat: Sie sitzen in unseren Arztpraxen, sie sitzen in unseren Apotheken ... Dieses Kapitel ist in Österreich viel zu spät aufgearbeitet worden.

NU: Europa hat in den vergangenen Jahren einen massiven Anstieg an Antisemitismus erlebt, auch durch die islamischen Jugendlichen, z. B. in Frankreich. Ist das nicht bedrohlich, wie siehst Du das?

In Sachen Klimt-Bilder meint Stenzel, diese Sachen hätten vor 40 Jahren in Angriff genommen werden müssen





Ursula Stenzel im Gespräch mit NU-Redakteurin Danielle Spera

Stenzel: Alles, was man heute erlebt, hat mit dem so genannten klassischen Antisemitismus, wie er in der Monarchie da war, nichts zu tun. Heute ist es ein Ausfluss des Nahost-Konflikts, der in einer islamisch-politisierten Gesellschaft geschürt wird, die sich an den Rand gedrängt fühlt. Das ist sehr besorgniserregend, weil das eine neue Dimension hat. Man trägt den Kampf gegen den israelischen Staat als Ersatzkrieg nach Europa. Ich weiß nicht, ob sich diejenigen, die Synagogen in Brand stecken oder Friedhöfe schänden, dessen bewusst sind.

»Vereinfacht ausgedrückt sind die europäischen Linken immer für anti-israelische Resolutionen eingetreten. Da gibt es eine eindeutige Schlagseite.«

NU: Die EU setzt sich in Sachen Nahost immer sehr für die Palästinenser ein und beurteilt Israel kritisch. Woran liegt das?

Stenzel: Das sehe ich genau so. Vereinfacht ausgedrückt sind die europäischen Linken immer für anti-israelische Resolutionen eingetreten. Da gibt es eine eindeutige Schlagseite. Sie sehen die Ursache für den Nahost-Konflikt im Versagen Israels. Ihre Argumentation ist, dass die Palästinenser durch die israelische Politik in den Terror getrieben würden. Die konservativen Parteien, vor allem die deutschen, stellen sich dem entgegen. Sie sind da sehr sensibel.

NU: Israel wird in der Öffentlichkeit in Europa heute anders beurteilt als noch vor 15, 20 Jahren. Heute ist immer vom Aggressor die Rede. Wieso hat sich die Wahrnehmung so verschoben?

Stenzel: Ja, die Stimmung ist gekippt. Hans Rauscher hat das in seinem Buch über Europa und den Antisemitismus sehr genau analysiert. Die internationale Stimmung ist anti-israelisch. Weil man in Israel keinen wehrlosen Staat mehr sieht, sondern einen hoch bewaffneten Staat, der auch mächtig reagieren kann. Und ich sage bewusst reagieren und nicht agieren. Denn auch der jetzige Konflikt mit dem Libanon kommt nicht

aus heiterem Himmel, sondern ist eine Reaktion auf hunderte Raketen, die in den letzten Monaten vom Libanon aus auf Israel abgefeuert worden sind. Das Furchtbare ist, dass die Presse das verschweigt. Von diesen Raketen war kaum die Rede, von der israelischen Reaktion natürlich schon. Dann diskutiert man darüber, ob das Verhalten Israels angemessen ist oder nicht. Das Drama ist, dass es nur eine politische Lösung geben kann und keine militärische.

NU: Wie soll man mit Hamas oder Hisbollah umgehen, wenn keine Entwaffnung oder kein Waffenstillstand möglich sind?

Stenzel: Man kann sich die Leute nicht aussuchen. Man muss mit denen reden, die an der Macht sind. Ich bin kein Verfechter der „road map“ – das ist nur ein Konzept, an das man sich hält, weil man kein besseres hat. Die einzige Möglichkeit ist, dass alle arabischen Staaten Israel in sicheren Grenzen anerkennen. Andererseits muss sich auch Israel durchringen und anerkennen, dass die Palästinenser einen lebensfähigen Staat brauchen. Mit Syrien muss verhandelt werden und dann eine Zwei-Staaten-Lösung gefunden werden.

NU: Wie beurteilst Du die Bemühungen, den Iran von seiner Atompolitik abzubringen?

Stenzel: Da wird die Diplomatie versagen, denn welches Land lässt sich schon gern vorschreiben, ob es Atomwaffen hat oder nicht? Alle Diskussionen darüber im Europa-Parlament, und ich habe hunderte erlebt, haben sich im Kreis gedreht. Es führt zu nichts, sie werden Atomwaffen haben, weil sie das wollen. Das Drama an der EU-Politik ist, dass sie gespalten ist. Durch diese Zersplitterung nimmt man die EU nicht ernst. Was bleibt, sind wieder nur die USA. Und die USA unterstützen Israel, daher wendet sich der Hass der arabischen Welt gegen die USA. Noch haben wir Zeit, aber es gilt zu handeln, bevor unberechenbare Mächte Atomwaffen haben, sonst gerät alles außer Kontrolle.

NU: Du hast vom Hass gegen die USA gesprochen. In Österreich ist die Stimmung gegenüber den USA auch nicht gerade freundlich.

Stenzel: Ich sehe in diesem Anti-Amerikanismus einen versteckten Antisemitismus. Es wird selten so direkt ausgesprochen, aber das ist es. Man meint Israel und greift die USA an. Das ist beängstigend. Das ist eine neue Art des Antisemitismus.

NU: Wärest Du persönlich für einen Beitritt Israels zur EU – im Gegensatz zur Türkei wäre ja Israel prädestiniert?

»Ich sehe in diesem Anti-Amerikanismus einen versteckten Antisemitismus. Es wird selten so direkt ausgesprochen, aber das ist es. Man meint Israel und greift die USA an. Das ist beängstigend.«

Stenzel: Bevor es keinen Frieden gibt, kann keine Rede davon sein – aber auch dann nicht. Natürlich hat Israel europäische Wurzeln. Aber nicht nur. Israel hat sich ja im Lauf von drei Generationen sehr gewandelt. Die europäischen Gründer sind heute nicht mehr in der Mehrzahl. Was im Nahen Osten geschehen muss, ist eine Art „EU der Regionen im Nahen Osten“ selbst. Ich war viele Male dort und habe sowohl in Israel als auch in Gaza oder in der Westbank mit vielen Menschen gesprochen. Ein Palästinenser hat mir gesagt, wir wollen einen Pass und dann einfach in Ruhe arbeiten und wirtschaften können. Offene Grenzen, Handel – und genau das

haben sie nicht. Genau das ist das Problem. Daher bedauere ich den Sicherheitszaun.

NU: Israel argumentiert, es bliebe ja nichts anderes übrig, als sich so vor dem Terror zu schützen?

Stenzel: Es bleibt immer etwas anderes übrig. Momentan ist es meiner Meinung nach eine verständliche Reaktion, wie Israel im Libanon reagiert. Es geht darum, ein Momentum zu schaffen. Wenn das nicht aufgeht, bleibt allerdings nur der negative Effekt, mit noch mehr Hass und noch mehr Terror. Ich kann mich aber langfristig nicht nur auf Mauern und eine pro-aktive militärische Strategie verlassen. Es bleibt nichts anderes übrig als der Verhandlungstisch und dann eine EU-Struktur in dieser Region.

NU: Zum Schluss habe ich noch eine Frage, die uns in Deinen unmittelbaren Arbeitsbereich führt. Du hast Dich für eine Respektzone um den Stephansdom ausgesprochen. Könntest Du Dir so etwas auch für den Stadttempel vorstellen?

Stenzel: Das wäre auch wünschenswert. Eine Respektzone vor einem Tempel ist genauso wichtig wie vor einer Kirche. Da sehe ich keinen Unterschied.

„Man meint Israel und greift die USA an. Das ist beängstigend.“



Das Schicksal setzt den Hobel an

Die österreichische Psychiatrie hat jahrzehntelang ein großes, gesellschaftliches Thema verdrängt. Hunderttausende Täter, Mitläufer und deren Kinder haben den Schrecken des Krieges miterlebt und nicht verarbeitet. Jetzt brechen die Bilder der damaligen Ereignisse nochmals in voller Schärfe über sie herein. Und die Symptome nach diesen traumatischen Erfahrungen ähneln frappant jenen, unter denen Shoah-Opfer zu leiden haben.

VON PETER MENASSE

Fritz L. kämpfte in den 1930er Jahren in Spanien als Freiwilliger in der republikanischen Armee gegen das Faschisten-Heer Francos. Er wurde hinter der spanisch-deutschen Front im Feindgebiet eingesetzt, um dort, gemeinsam mit einem zweiten Kameraden, Brücken und Straßenverbindungen zu sprengen. Monate hindurch lebten die beiden jungen Männer in ständiger Todesangst. Nach der Niederlage der Demokraten kam Fritz L. in ein französisches Auffanglager, abgemagert bis auf die Knochen, entkräftet, dem Tod nah und immer in Gefahr, an die Deutschen ausgeliefert zu werden.

Seine traumatischen Erfahrungen wurde er nie wirklich los. Am Abend seines Lebens brachen sie dann voll wieder durch. Er schob sich sein Bett nahe zur Eingangstür, um jeden Eindringling sofort zu hören, sprach in jahrzehntelang nicht mehr gebrauchten französischen Befehlen und legte nächtens einen alten Säbel neben sich, um die

Faschisten abzuwehren. Sein Sohn, der ihn betreute, konnte ihn nicht davon überzeugen, dass ihm keine Gefahr drohe. Die Bilder von früher standen auf und bedrohten ihn, als ob nicht schon siebzig Jahre vergangen wären.

»Hunderttausende Täter, Mitläufer und deren Kinder haben den Schrecken des Krieges miterlebt und nicht verarbeitet. Jetzt brechen die Bilder der damaligen Ereignisse nochmals in voller Schärfe über sie herein.«

Die nahezu selben Symptome zeigt ein anderer alter Mann. Franz M. (Name vom Verfasser geändert) liegt in einem Wiener Pflegeheim. Er ist ein unangenehmer Patient. Er kann nicht schlafen und stört die Ruhe im Heim. Nur wenn er vor

dem Schlafengehen ein Glas Wein zu trinken bekommt und die Nacht hindurch ein Messer neben sich liegen haben darf, findet er Ruhe. Der Mann, so hat es den Anschein, halluziniert Verfolgungsideen und braucht ein Messer, um sich sicher zu fühlen. Also verschreiben die Mediziner Neuroleptika und steigern, als diese nicht die erwartete Wirkung zeigen, die Dosis. Bald leidet Franz M. an Nebenwirkungen, ohne dass sich sein Zustand verbessert hätte. Bis eines Tages David Vysoki, der ärztliche Leiter von Esra und Spezialist für Trauma-Behandlung, ihn kennen lernt.

Trauma des Täters

Das Gespräch mit ihm gehörte zu den schwierigsten Erfahrungen, die Vysoki in seiner bisherigen beruflichen Laufbahn zu bewältigen hatte. Sind es sonst Shoah-Opfer, die ihm ihre Leidensgeschichte berichten, ist er hier auf einmal mit einem Täter konfrontiert, der ihm über Morde an unschuldigen Menschen berichtet.



FOTO ©: Peter Menasse

Psychiater und Esra-Leiter David Vysoki ist nun in Wiener Spitälern mit den Traumata der Täter konfrontiert

Franz M. war Soldat der deutschen Wehrmacht und, wie der abgeklärte Psychiater Vysoki es ausdrückt, „kein unbedingt friedlicher Zeitgenosse“. Er hatte mehrere Menschen ermordet, bevor er in russische Kriegsgefangenschaft geriet und zum Tode verurteilt wurde.

In der Todeszelle erschienen ihm mit einem Mal all die Menschen, die er auf dem Gewissen hatte. Ständig sah er ihre Gesichter, wurde von ihnen verfolgt. Schließlich wurde seine Verurteilung in eine Haftstrafe umgewandelt, und einige Jahre nach dem Krieg durfte er nach Österreich zurückkehren, wo er sich eine bürgerliche Existenz aufbaute. Jetzt, an der Kippe zum Tod, schwach und

pflegebedürftig, kommen die Toten plötzlich wieder über ihn. Sie tauchen in der Nacht auf, in derselben Bildqualität wie seinerzeit in der Todeszelle, ganz so, als ob nicht bereits mehr als sechzig Jahre vergangen wären. Nur mit einem Messer neben sich kann der Mörder durchhalten.

Den beiden Männern, dem Antifaschisten wie dem faschistischen Täter, ist gemeinsam, dass sie ein Trauma erlitten haben. Sie sind durch Ereignisse gegangen, die außerhalb jeder vorstellbaren Norm liegen und für deren Bewältigung die psychische Struktur eines Menschen nicht geeignet ist. Die Folgen solcher Erlebnisse begleiten ihre Opfer das ganze Leben

hindurch. Sie reichen von körperlicher Erkrankung, unterdrücktem Schmerz, Unruhe, Nervosität, Schlaflosigkeit, innerer Leere bis zu unkontrollierten Wutausbrüchen und Suchtverhalten.

ZUR PERSON

Primarius Dr. David Vysoki ist Mitbegründer und ärztlicher Leiter von Esra (Hebräisch für „Hilfe“). Diese in Wien ansässige Institution versteht sich als „Zentrum zur medizinischen, therapeutischen und sozialarbeiterischen Versorgung von Opfern der Shoah und deren Angehörigen und zur Integrationshilfe für jüdische Migranten“.



FOTO ©: Peter Menasse

Vyssoki muss sich nun mit den Geschichten der Täter konfrontieren

Die Fähigkeit von Menschen, traumatische Erfahrungen zu bewältigen, ist ungleich ausgebildet. David Vyssoki spricht davon, dass von 100 Personen, die denselben Schrecken erleben, nach Ablauf eines Jahres 90 mit der traumatischen Situation fertig geworden sind, während das zehnte nicht schaffen. Als stärkend erweisen sich positive Erfahrungen in der Bindungszeit, also in den ersten Lebensjahren eines Menschen. Behütet aufgewachsene Kinder sind besser darauf vorbereitet, mit einem Trauma fertig zu werden, als solche, die schon im Kindesalter mit Gewalt oder anderen traumatisierenden Erfahrungen konfrontiert waren. Aus der Arbeit mit Überlebenden aus Konzentrationslagern hat man gelernt, dass Menschen mit einem religiösen oder politischen Anliegen besser zurechtgekommen sind als andere. Wer auch in der schwierigsten Zeit Handlungen setzt, noch so kleine Ergebnisse erzielt und damit das Handeln als sinnvoll erlebt, kann in der Regel später mit den Ergebnissen besser umgehen und entwickelt keine dramatischen Symptome.

David Vyssoki und sein Team von Esra betreuen seit 1994 Überlebende der Shoah. Sie haben in ihrer Arbeit gelernt, dass chronisch Kranke – und das sind Shoah-Überlebende wegen der erlittenen Traumatisierung – nach jahrzehntelangen Phasen, während derer sie nicht reden wollten und ihnen auch niemand in der Gesellschaft zuhören wollte, im Alter die Kontrolle über dieses Schweigen verlieren.

Als alte schwache Menschen sind sie plötzlich mit dem Schrecken wieder konfrontiert, der so lebensnah in ihnen aufersteht, als wäre er eben erst über sie gekommen.

Der Einzelne leidet immer gleich

Dasselbe geschieht in den letzten Jahren nun auch mit Menschen, die sich zwar nicht im Wartezimmer von Esra finden werden, aber dennoch traumatische Erfahrungen, wenn auch ganz anderer Art, während des Zweiten Weltkriegs und danach gemacht haben. Der Einzelne leidet immer gleich, egal auf welche Seite des politischen Geschehens ihn seine Herkunft gestellt hat. Und nicht immer lässt sich die Frage nach Schuld oder Unschuld schlüssig beantworten. Wer als Jugendlicher in die Wehrmacht gepresst wurde und im Geschosshagel Todesangst kennen lernte, wer als Kind vertrieben, wer als junge Frau von alliierten Soldaten vergewaltigt wurde, leidet unter denselben Symptomen wie die Opfer des nationalsozialistischen Systems.

Aber auch Täter, wie Franz M., erleben das Geschehen ihrer eigenen Geschichte nach vielen Jahrzehnten in aller Schärfe noch einmal. In ihrem Buch „Gefangene Psychiatrie, Soldaten und Kriegstraumata“ hat Nadine Hauer beschrieben, dass eine große Zahl von Wehrmachtssoldaten den Anforderungen ihrer Einsätze nicht gewachsen war. Obwohl die Kriegstraumata dieser Soldaten die österreichische Gesellschaft nachhaltig geprägt hätten, wurden sie auch

nach dem Krieg nicht als psychische Spätfolgen anerkannt. Es sei bezeichnend, dass sich viele, nach 1945 erstellte psychiatrische Gutachten kaum von jenen der NS-Zeit unterscheiden hätten. Analog zur österreichischen Gesellschaft habe sich die Psychiatrie der Auseinandersetzung mit ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit entzogen.

David Vyssoki, der neben seiner Tätigkeit bei Esra auch Kranke in Wiener Spitälern betreut, ist mit dieser Problematik voll belastet. Ihm, dem jüdischen Psychiater, kommt jetzt die Aufgabe zu, sich in therapeutischen Gesprächen mit der Geschichte der Täter auseinander zu setzen und zu konfrontieren. Die Geburtsjahrgänge 1930 bis 1942, von denen viele Traumatik erlebten, sind heute zwischen 64 und 76 Jahren alt. Sie machen rund 22 Prozent der österreichischen Bevölkerung aus und kommen in ein Alter, in dem der oben beschriebene Prozess beginnt, dass sich Erlebtes nicht mehr länger verdrängen lässt.

Dazu kommt, dass in den Familien und Schulen keine Reflexion des Erlebten geleistet wurde. Kinder, die früh ihren Vater verloren oder jahrelang vermisst haben, solche, die vertrieben wurden und in einer neuen Umgebung heimisch werden mussten, solche, die grausame Kriegereignisse und Bombenangriffe miterleben mussten, haben über Jahrzehnte den Deckel auf der Truhe ihrer schrecklichen Erinnerungen niederhalten können. Langsam aber fehlt ihnen die Kraft dazu, der Deckel klappt hoch und das Geschehen kommt erneut über sie.

Sollen diese Menschen richtig und zielführend behandelt werden, müssen sich die österreichischen Psychiater darauf einlassen, lange individuell wie auch gesellschaftlich Verdrängtes aufzuarbeiten. Und so paradox es auch scheinen mag, am Ende werden die Erfahrungen aus der psychiatrischen Arbeit mit Shoah-Opfern auch den Tätern, den Mitläufern, den Kindern der Täter und den vielen unschuldigen Opfern des Nationalsozialismus zugute kommen.

„Beim Häuten der Zwiebel“ – ein Erinnerungsbuch

Die Autobiographie des Günter Grass.

VON MICHAEL KERBLER

Da liegt es, dieses Buch. Mit der aufgeschnittenen Zwiebel auf dem Cover und der fetten Zeile darüber: „Beim Häuten der Zwiebel“. Die Autobiographie eines Mannes, der als Gewissen der Nation und als Praeceptor Germaniae bezeichnet wurde, liegt auf dem Tisch. Obwohl sich Grass jahrzehntelang geweigert hat, seine Autobiographie zu schreiben. „Das würde sicher eine einzige Lügengeschichte, und die schreibe ich dann lieber offen in Fiktionsform“ („Neue Zürcher Zeitung“, 16./17. Mai 1998).

Und jetzt? Günter Grass riskiert mit seinem vorab publizierten Bekenntnis, zur Waffen-SS eingezogen worden zu sein, dass kaum jemand die ersten 125 Seiten liest. Sondern gleich beim vermuteten ersten Satz der Biographie zu lesen beginnt: „Zu fragen ist: Erschreckte mich, was damals im Rekrutierungsbüro unübersehbar war, wie mir noch jetzt, nach über sechzig Jahren, das doppelte S im Augenblick der Niederschrift schrecklich ist.“

Überlesen wird die Widmung, überlesen wird fatalerweise, wie der alte Grass mit dem „Ginterchen“ ins Gericht geht. Weil er damals nicht fragte, als der kaschubische Onkel, der die polnische Post in Danzig verteidigte, von den Nazis erschossen wurde. Standrechtlich. Weil er, der Pubertierende, nie zweifelte. Etwa an den heroischen Erfolgsverkündigungen des Oberkommandos der Deutschen Wehrmacht. Obwohl beispielsweise ein Mitschüler detailgenau über den Kriegsverlauf in Narvik berichtete. Von den behaupteten Erfolgen der deutschen Marine war keine Spur. Im Gegenteil: Es gab schwere Verluste. Aber keiner wagte nachzufragen. Der junge Günter fragte auch nicht, als in Danzig die Synagogen brannten. Und als die Schaufenster in Scherben fielen. Er sah zu, „allenfalls erstaunt“. Und notiert: „So beflissen ich im Laub meiner Erinnerungen stochere, nichts findet sich, das mir günstig wäre.“

Ein Einzelgänger

Der Bursche, der keine Fragen stellt,

wurde Mitglied des Jungvolks. Die Uniform lockte. Aber „selbst in Reih und Glied blieb ich ein Einzelgänger, der aber nicht sonderlich auffiel! Ein Mitläufer, dessen Gedanken immer woanders streunten“. Bücher zu lesen, war ihm damals schon eine Passion. Er verkroch sich in den „Simplicissimus“ und Vicki Baums „Stud. chem. Helene Willfüer“ und in die Bücher von Tolstoi und

Grass-Bekenntnis: zur Waffen-SS eingezogen



FOTO ©: Michael Kerbler

in Remarques „Im Westen nichts Neues“. Immunisiert gegen Krieg und Gewalt hat ihn die Remarque-Lektüre nicht. Ernüchtert notiert Grass in seiner Autobiographie: „Immer wieder erinnern mich Autor und Buch an meinen jugendlichen Unverstand und zugleich an die ernüchternd begrenzte Wirkung der Literatur.“

Was er da erzählt, der wortmächtige Schriftsteller, was da an Lebensweg nachgezeichnet wird, ist eine Biographie, die auf hunderttausende Männer seiner Generation passen könnte. „Ich war ja als Hitlerjunge ein Jungnazi. Gläubig bis zum Schluss.“ Und im „Ö1“-Gespräch beschönigt Grass gar nicht: „Ich hab' mich verführen lassen.“ Er sagt nicht: „Ich wurde verführt.“

Und dann meldet sich der 15-Jährige zum Militär. Freiwillig. „Und diese Phase mit der Waffen-SS ist eine, in die ich hineingeraten bin. Sicher auch durch Dummheit. Und ich hatte – was genauso verrückt war – mich zu den U-Booten

gemeldet und landete dann... als mein Jahrgang 27 gezogen wurde... bei dieser Division Frundsberg. Und das habe ich offen gelegt.“

Warum die Offenlegung so spät erfolgte? „Man kann das als Versäumnis ansehen, dass ich nicht darüber gesprochen habe. Ich konnte es nicht. Es steht im Buch drin. Es lag bei mir wie verkapselt. Ich habe auch nicht schlüssige Erklärungen dafür. Ich will das auch nicht verteidigen in dem Sinne. Und ich bin auch froh, dass es jetzt draußen ist. Es brauchte seine Zeit.“ Ja, es sei ihm jetzt leichter. „Ganz gewiss. Und ich muss das jetzt so hinnehmen, wie es auf mich zukommt. Und das ist nicht immer leicht. Ein paar der Darstellungen in der Öffentlichkeit sind regelrechter Rufmord, wo alles, was ich getan habe, dadurch sozusagen entwertet sein soll. Ich kann nur hoffen, dass das Buch am Ende spricht, auch für mich spricht, indem das zur Kenntnis genommen wird, was ich dann doch bis ins Detail niedergelegt habe.“

Der Nobelpreisträger hofft, dass die Autobiographie am Ende für ihn spricht



FOTO ©: Michael Kerbler

Sprachlosigkeit der Kriegsgeneration

Drei große Themenkreise spricht Grass anhand seiner eigenen Biographie in dem Buch an, das durch die drei Monate der Zugehörigkeit zur Waffen-SS überschattet ist: die Bedeutung des Erinnerns, das Verdrängen und Vergessen, die Gefahr der Verführbarkeit durch Ideologien und die Sprachlosigkeit der Kriegsgeneration. „Auch meine Mutter, zum Beispiel, die wiederholt vergewaltigt worden ist bei der Besetzung Danzigs durch die sowjetische Armee, und die sich schützend vor meine Schwester gestellt hat, hat nicht zu Lebzeiten darüber sprechen können. Die Tatsachen hab ich erst nach ihrem Tod von meiner Schwester erfahren. Es gibt viele, auch die das KZ überlebt haben, die dazu nicht in der Lage sind ... Es gibt in Israel die Klagen der Kinder, dass die, die das durchgemacht haben, nicht darüber reden können. Es hat sich jetzt Ivan Nagel in der Diskussion zu Wort gemeldet, aus einer jüdischen Familie kommend, der all diese Pein, all diese Angst, all diese Furcht, all dieses Sich-verstecken-Müssen miterlebt hat, und der auch erst Jahrzehnte später darüber sprechen konnte.“

„Wenn ihr mit Fragen zugesetzt wird“, schreibt Günter Grass, „gleich die Erinnerung einer Zwiebel, die gehäutet sein möchte, damit freigelegt werden kann, was Buchstab' nach Buchstab' ablesbar steht: selten eindeutig, oft in Spiegelschrift oder sonst wie verrätselt.“ Nein, Rechenschaftsbericht ist dieses Buch keiner. Aber ein Mittel zum Zweck, jene Fragen, die der Leser dauernd an Grass stellen will, zuerst an sich zu richten. Bevor er richtet.

Was treibt Grass an, sich so schonungslos der Diskussion zu stellen? Verletzbar zu sein, ausgesetzt allen, die endlich eine Chance sehen, alte Rechnungen zu begleichen. Einen Grund nennt er im Buch gleich auf Seite acht: „... weil ich das letzte Wort haben will.“ Grass ist auch

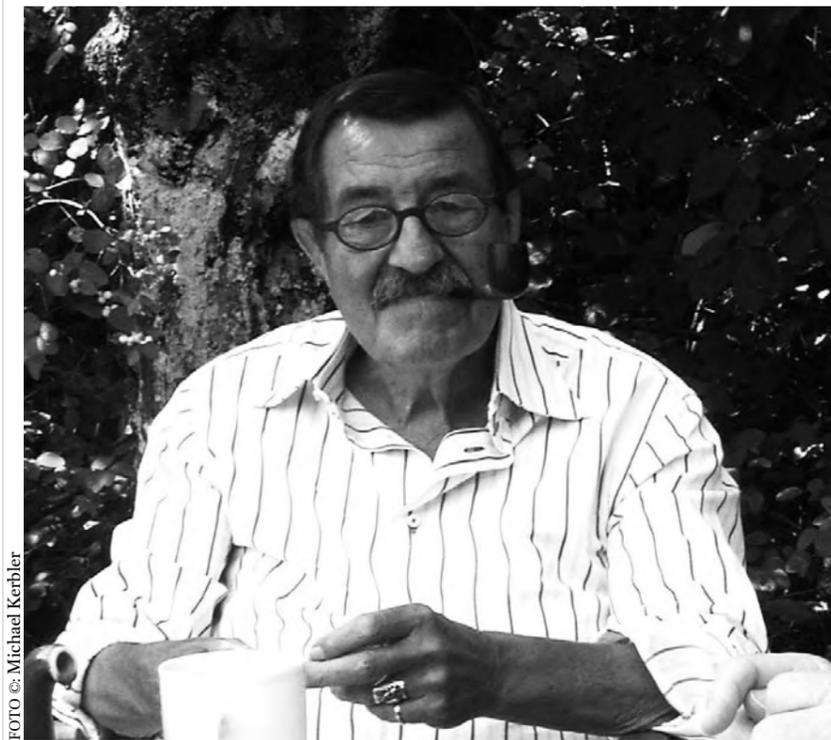


FOTO ©: Michael Kerbler

Der Schriftsteller konnte anfangs nicht glauben, was im KZ Dachau passiert ist

offen, sich messen zu lassen. Hier und heute. „Die Verantwortungen liegen hier im Diesseits, hier messe ich mich und soll ich auch gemessen werden. Ich bin nicht bereit, irgendetwas auf spätere Gnade oder auf ein Leben nach dem Tode und andere Spekulationen zu schieben.“

Hat Grass durch die späte Klärstellung in seiner Biographie an Ansehen als moralische Instanz ver-

»Man hat mich als politisches Gewissen oder als Wappentier der Nation und all das bezeichnet. Das sind alles Etikettierungen, die von außen gekommen sind.«

loren? „Man hat mich als politisches Gewissen oder als Wappentier der Nation und all das bezeichnet. Das sind alles Etikettierungen, die von außen gekommen sind. Und das wird nun in Abrede gestellt. Ich kann sagen, ich bin dankbar dafür. Ich habe das nie für mich in Anspruch genommen. Aber ich werde natürlich weiter als Bürger wie als Schriftsteller, so

lang ich noch bei Puste bin, meine Meinung dazu sagen und auch dafür einstehen. Ob das dann akzeptiert wird oder nicht, das ist nicht in meiner Hand. Das ist vorher schon fraglich gewesen. Was jetzt in der Öffentlichkeit läuft, ist sicher auch aus dem Wunsch geboren, etwas, was man zum ‚Gewissen der Nation‘ ernannt hat, loszuwerden.“

Den Amerikanern hat Grass nach seiner Gefangennahme die Zugehörigkeit zur „Frundsberg“-Division gestanden. Und auch der Schriftsteller Robert Schindel sagt, von der SS-Vergangenheit des Schriftstellerkollegen gewusst zu haben. Günter Grass überlebt mit viel Glück den Zweiten Weltkrieg. Er wird gefangen genommen, und landet – wie er schreibt – „auf der richtigen Seite“. Auf der amerikanischen Seite. Amerikanische Education Officers führten die jungen deutschen Kriegsgefangenen durch das ehemalige KZ von Dachau.

„Ich hab es anfangs nicht geglaubt. Ich hab es – auch das ist der Aberwitz und Zeichen dieser Verblendung – erst geglaubt, als mein ehemaliger Reichsjugendführer Baldur von Schirach beim Nürnberger Prozess,

bei den Schlussplädoyers zugegeben hat, dass es diese Massenvernichtung gegeben hat. Und er hat das damals gesagt, um seine Organisation, die Hitlerjugend, zu entlasten, ‚Meine Jungs haben das nicht gewusst‘, was in dem Sinne stimmte. Das war für mich ein Schock. Ich habe das mit diesem arroganten Satz ‚Deutsche tun so was nicht‘ abgetan und das für Propaganda gehalten, erst einmal.“

Begreifen der Dimensionen

Langsam beginnt Grass die grauenvollen Dimensionen des NS-Regimes zu begreifen. Es dauerte, schreibt er in „Beim Häuten der Zwiebel“ bis ... „ich mir zögerlich eingestand, dass ich unwissend oder, genauer, nicht wissen wollend Anteil an einem Verbrechen hatte, das mit den Jahren nicht kleiner wurde, das nicht verjähren will, an dem ich immer noch kranke.“

ZUR PERSON

Günter Grass wurde am 16. Oktober 1927 als Sohn eines Lebensmittelhändlers in Danzig (Gdansk, Polen) geboren. Besuch des Gymnasiums. Im Zweiten Weltkrieg zuerst Flakhelfer, Arbeitsdienst, dann Einberufung zur Waffen-SS. 1945 Verwundung und amerikanische Kriegsgefangenschaft. Ab 1946: zuerst Arbeit im Untertage-Kalibergbau. Dann Steinmetzlehre. Studium der Bildhauerei und Graphik. Seit 1957: Mitglied der „Gruppe 47“. Parisaufenthalt bis 1959, die „Blechtrommel“ entsteht. Ab 1961 engagiert sich Grass für die Brandt-SPD. Grass ist Mitglied des deutschen PEN-Zentrums. Öffentliche Wortmeldungen für die Friedensbewegung. 1992 Austritt aus der SPD aus Protest gegen restriktive Asylpolitik. Zahlreiche Auszeichnungen und Preise. Grass erhält 1999 den Literaturnobelpreis. Zu seinen bekanntesten Werken zählen: „Die Blechtrommel“, „Hundejahre“, „Der Butt“, „Örtlich betäubt“, „Tagebuch einer Schnecke“, „Die Rätin“, „Mein Jahrhundert“ und „Im Krebsgang“.



FOTO ©: Michael Kerbler

Günter Grass kurz nach Bekanntwerden seines Geständnisses im Gespräch mit Michael Kerbler

War dieser Krieg der Alliierten gegen Nazi-Deutschland ein „gerechter Krieg“?

»Mein ganzes Leben – mein literarisches Leben und mein Leben als engagierter Bürger – ist der permanente Versuch gewesen, diesen Frühprägungen meiner jungen Jahre zu entkommen.«

„Es war ein notwendiger Krieg. Die Sowjetunion allein hat das nicht geschafft. Es war eine ungeheure Anstrengung. Der Ruf der Russen nach der Zweiten Front war lebensnotwendig. Nur muss man umgekehrt auch sagen, ohne die Russen hätten die Amerikaner so den Krieg nicht gewinnen können. Das gehörte schon beides dazu.“

Ob der jüngste Waffengang zwischen Israel und dem Libanon ein gerechter Krieg gewesen sei? Robert Menasse hat diesen Krieg – zögernd zwar – als gerechten Krieg bezeichnet. Grass, grundsätzlich: „Jede Art von Kriegsführung führt – gewollt wie ungewollt – auch zu Verbrechen. Und ich denke an diese jungen israelischen Soldaten, die da in etwas hineingeraten, womit sie dann später in ihrer Erinnerung konfrontiert sind. Lebenslang. Wenn sie Glück haben, sind sie nicht in Dinge verwickelt, die sie belasten, aber das bringt Krieg in jedem Fall mit sich. Bei diesem anstehenden Problem wird der Krieg nie eine Lösung bringen.“

Eine Friedenslösung – so meint der Nobelpreisträger – setze den Rückzug Israels auf das alte Territorium von 1967 voraus und bedürfe der Friedensgarantien von allen Seiten. Und eines amerikanischen Eng-

agements, das sich an der außenpolitischen Linie Bill Clintons orientiere.

Günter Grass vermittelt den nachhaltigen Eindruck, der aktuellen Debatte standhalten zu wollen. Er ist offenbar bereit, den Spießrutenlauf zu ertragen. Weil er hofft, dass letzten Endes das Buch den längeren Atem hat. „Mein ganzes Leben – mein literarisches Leben und mein Leben als engagierter Bürger – ist der permanente Versuch gewesen, diesen Frühprägungen meiner jungen Jahre zu entkommen. Und daraus meine Konsequenzen zu ziehen. Entsprechend zu handeln, zu schreiben und mich zu verhalten. Und DAS zählt bei mir am Ende. Und ich glaube fest, dass das Buch sich mitteilen wird.“

Michael Kerbler leitet seit Sommer 2003 die „Ö1“-Sendereihe „Im Gespräch“. Die Zitate sind der Sendung vom 24. August dieses Jahres entnommen.

„Mein Israel“

Jüdische Stimmen aus Österreich zu den Schrecken des Krieges in Nahost und zum Kampf gegen die islamistische Bedrohung.

Die deutsche Wochenzeitung „DIE ZEIT“ und NU haben vor einigen Wochen vereinbart, eine Kommentarstrecke in beiden Medien zu veröffentlichen. In „DIE ZEIT“ erschienen neun Beiträge von Wiener Juden, geschrieben am Ende der dritten Woche des Kampfes gegen die Hisbollah, als es in der öffentlichen Diskussion um die Frage ging, ob und in welchem Ausmaß Israel das Recht hat, sich gegen Angriffe auf

sein Staatsgebiet zu verteidigen. Wir veröffentlichen heute sechs davon, und fügen zwei weitere bei, die uns erst später erreicht haben: einen von Georg Herrstadt, der unter dem Eindruck von zivilen Opfern auf libanesischer Seite einen Aufschrei gegen den Krieg formuliert, und einen weiteren von Eva Menasse, der für eine österreichische Zeitschrift verfasst war, die sich an ein intellektuelles und kulturinteressiertes

Publikum richtet, aber dennoch den Beitrag nicht gebracht hat. Während Eva Menasse Feigheit der jungen Zeitungsmacher und Parteilichkeit gegen Israel vermutet, beteuert der Chefredakteur des Magazins, dass der Kommentar in seinem Medium inhaltlich falsch platziert wäre. Zu NU passt der Beitrag der renommierten Autorin jedenfalls sehr gut. Wir freuen uns, dass sie ihn uns angeboten hat.

Es gibt „mein Israel“ nicht

VON PETER MENASSE

Ein nichtreligiöser Mensch, geboren in Wien, gut verankert in der österreichischen Gesellschaft, soll sich zu Israel äußern, nur weil seine Vorfahren vor hundert Jahren im jüdischen Shtetl gelebt haben? So absurd das klingen mag, es macht doch Sinn. Das Jude-Sein lässt sich nicht ablegen. Der französische Philosoph Alain Finkielkraut hat mit einem einfachen Argument belegt, dass das Konzept der Assimilation gescheitert ist. All die weltoffenen, angepassten Intellektuellen der dreißiger Jahre des vergangenen Jahrhunderts, so schreibt er, hätten sich bei den Transporten in die Konzentrationslager

in denselben Viehwaggons wiedergefunden, in die auch die religiösen, „identifizierbaren“ Juden, die eben erst aus dem Osten eingewandert waren, gepfercht wurden.

Wer Jude ist, das bestimmt der Feind. Das haben wir gelernt. Und noch etwas hat die Shoah uns gelehrt: Wir werden uns nicht mehr ohne Gegenwehr in den Tod treiben lassen. Auf der ganzen Welt verbindet uns die tief verinnerlichte, gemeinsame Einsicht, dass auch der unfassbarste Schrecken wirklich werden kann und dass wir uns selber helfen müssen.

Die israelische Gesellschaft ist eine kollektiv traumatisierte Gesellschaft. Wenn die Raketen von Hisbollah einschlagen, wenn der Terror der Palästinenser unschuldige Menschen in den Tod reißt, kommen in den Alten die Bilder der Shoah wieder hoch. Ihre Kinder aber haben geschworen, dass es ein Ende haben wird mit der Vernichtung. Konfrontiert mit dem neuen „Führer“ Ahmadineschad, dem Paten, der hinter den Angriffen von Hisbollah steht und der mit der völligen Auslöschung der Juden droht, kämpfen sie jetzt gegen eine Wiederholung

der Vergangenheit und gegen dieses Trauma, dessen Symptome jeder Jude in sich trägt.

Es gibt „mein Israel“ nicht. Natürlich empfinde ich große Traurigkeit über den Tod von Kindern und Zivilisten, unabhängig von ihrer Herkunft. Jedoch verbinden mich meine Ängste und mein Zorn mit den Menschen,

die in Israel um ihr Leben kämpfen. Wir Juden sollten damit nicht alleine sein, denn wenn Israel untergeht, diese erste Probe also gelingt, dann droht am Ende die Niederlage der gesamten westlichen Welt. Ahmadineschad wird nicht eher ruhen, bis alle Juden, bis alle „Ungläubigen“ unterworfen sind. Wer da dazugehört, wird er bestimmen.



FOTO ©: Peter Rigaud

Peter Menasse ist Kommunikationsberater und NU-Chefredakteur.

Tel Aviv – ein Déjà-vu

VON DANIELLE SPERA

Die vergangenen Tage sind erfüllt von Sorge um die Verwandten und Freunde, und dann kommt eine Schlagzeile, die tiefe Erinnerungen auslöst: „Tel Aviv bereitet sich auf Raketenangriffe vor.“ Ein Déjà-vu. Im Jänner 1991 ließ Saddam Hussein die ersten Scud-Raketen auf Tel Aviv abfeuern, ich war als Reporterin für den ORF im Einsatz. Ohne zu zögern hatte ich mich dafür gemeldet. Doch gleich nach der Ankunft auf dem Ben-Gurion-Flughafen holt mich die Realität ein: Einschulung für einen eventuellen Angriff mit chemischen Waffen.

Jeder bekommt ein kleines braunes Köfferchen mit auf den Weg. Die Gasmaske und eine Atropinspritze mit riesiger Nadel. „Einfach die

Spritze durch die Kleidung in den Oberschenkel rammen. Nur nicht viel nachdenken!“, sagt die junge Soldatin zu mir. Wir wünschen einander Glück. Die Fahrt vom Flughafen ins Zentrum ist unheimlich. Zigmal hatte ich diesen Weg schon zurückgelegt. Doch diesmal erschien die sonst pulsierende Mittelmeermetropole menschenleer, die Häuser verdunkelt.

Kurz nach meiner Ankunft im TV-Studio heulen die Sirenen. Hektisch laufen wir in den Schutzraum und versuchen, die Gasmasken aufzusetzen. Der Raum ist eng und stickig, die Assoziation zu Auschwitz allgegenwärtig, nur gibt es hier Gasmasken. Wir versuchen miteinander zu kommunizieren, aus den Öffnungen der Masken kommen dumpfe, seltsa-

me Geräusche. Die Israelis agieren mit unglaublicher Disziplin, einer Disziplin, die durch die jahrzehntelange Bedrohung in Fleisch und Blut übergegangen ist. Ein Land im Ausnahmezustand. War wirklich je Frieden? Ob die Gasmasken noch immer funktionieren?



FOTO ©: Ramstorfer/ORF

Danielle Spera ist Redakteurin beim ORF, Moderatorin der „Zeit im Bild“ sowie langjährige NU-Autorin.

Mein Israel? Mein Israel!

VON HARRY BERGMANN

Wie oft habe ich diese Frage schon gehört: „Ist das noch dein Israel?“ Eine Frage, die keine Antwort erwartet, denn die hat sich der Frager meist längst schon selbst gegeben: „Israel ist nicht mehr das, was es einmal war. Israel ist ein Aggressor, Besetzer, Unterdrücker, Kolonisator, verachtet die Menschenrechte“. Eben all der Headline-Müll, den CNN & Co. täglich in die behaglichen

Wohnzimmer dieser Welt kippen. Oder anders: „Das kann doch nicht mehr dein Israel sein!“ An dieser Stelle muss ich zum besseren Verständnis hinzufügen: Ich lebe mit meiner Familie in Wien. Wir haben in Israel einen „zweiten“, sagen wir Ferienwohnsitz.

Als vor zwei Wochen der Wahnsinn über die Region hereinbrach, waren wir gerade alle dort. Katjuscha

um Katjuscha stellte sich die Frage: Sollen wir nicht „nach Hause“ fliegen? Warum sollen wir die Kinder in Gefahr bringen? Schließlich ist ja unser Lebensmittelpunkt woanders ... Aber je mehr Katjuschas geflogen kamen und je weniger man das in den internationalen Nachrichten zu hören, zu sehen und zu lesen bekam (denn die hatten alle Hände voll damit zu tun, Ursache mit Wirkung zu verwechseln), desto

mehr stellte sich heraus, dass „zu Hause“ auch ein Begriff sein könnte, der vom Geschehen des Augenblicks diktiert wird. Jetzt war unser Zuhause dort und nur dort.

Solidarität – bleiben und mitzittern – war das Einzige, was wir in dieser Situation beitragen konnten. Das mag nicht nach sehr viel klingen, aber es war zu spüren, dass es einigen Menschen in Israel doch einiges bedeutet hat.

Solidarität mit meiner Geburtsstadt Haifa und ihren Einwohnern, die

zu Tausenden in den Süden flüchteten – wieso sind eigentlich flüchtende Libanesen ein so viel besserer Stoff für breaking news als flüchtende Israelis? Solidarität mit der Ohnmacht über das, was einem angetan wird, aber auch über das, zu dem man gezwungen wird, es anderen anzutun. Solidarität mit den libanesischen Kindern, die wohl mit Gewalt in ihren Häusern festgehalten werden, von denen aus Raketen abgeschossen werden, und die dann zu Opfern der israelischen Luftwaffe werden. Solidarität mit der Wut über

die Welt-Berichterstattung, die aus unschuldig Angegriffenen blindwütige Angreifer macht.



FOTO ©: Demner, Merlicek & Bergmann

Harry Bergmann ist Geschäftsführer der Werbeagentur Demner, Merlicek & Bergmann.

Gepackte Koffer

VON ANJA SALOMONOWITZ

Das gelobte Land: In Wien, in der jüdischen Jugendorganisation Haschomer Hazair, auf Deutsch „Der junge Wächter“, geht das so: Pfadfinder-Romantik, pseudokommunistisch, jedenfalls aber links, mit Blauhemd im Sommer und im Winter einmal in der Woche sich gegenseitig von Israel erzählen. Reden über das Land, in dem Milch und Honig fließen. Das höchste Ziel: im Kibbuz Orangen pflücken und Kinder machen. So viel zu meiner jüdisch-zionistischen Erziehung.

Bei meinem ersten Israel-Besuch war ich noch klein. Mit den Eltern, die hinziehen wollten mit Sack und Pack und schreienden Kindern, die sich

nur für die herumlaufenden Schildkröten interessierten. Ich weiß nicht mehr, wie lange wir damals dort waren, vielleicht ja nur ganz kurz. Aber ich möchte nicht fragen, denn in meiner Erinnerung war es eine schöne Ewigkeit. Meine Tante in Haifa haben wir damals auch besucht, ich erinnere mich nicht an ihr Gesicht, aber ich erinnere mich an die in ihren Arm eintätowierten schwarzen Zahlen.

Ich rufe meinen Bruder an, der in Tel Aviv lebt und in Kürze mit seiner Freundin ein Kind erwartet. „Wir haben den gepackten Koffer vor der Türe stehen“, sagt er. Ich verstehe: Er meint nicht den, den man nimmt, um

für die Geburt ins Spital zu fahren, er meint den, den man im Schutzraum braucht, falls Bomben auf Tel Aviv fallen sollten. „Sage es nicht der Mama“, ruft er noch nach, „sie macht sich sonst zu viel Sorgen.“ Verzeih mir, Mama, wenn du jetzt aus der Zeitung doch von dem Koffer erfährst.



FOTO ©: Lukas Beck

Anja Salomonowitz ist Filmemacherin („Du wirst nie verstehen“).

Was soll denn mein Israel tun?

VON ROBERT SCHINDEL

Es war nicht immer mein Israel. In den sechziger Jahren solidarisierte ich mich wie viele Linke mit den unterdrückten Völkern der Dritten Welt, und das palästinensische zählte dazu. Wir Linken machten viele Dummheiten, diese zählte zu den größten.

Ob man will oder nicht, Israel ist Erbe

der Shoah, oder wie es Dan Diner einmal ausgedrückt hat, „Verlängerung der Geschichte“. Es sind nun mal meine Leute, die vernichtet wurden, und es sind wieder meine Leute, die jetzt und zukünftig vernichtet werden, wenn es nach dem Willen Irans und Syriens geht, nach dem Willen von Hamas und Hisbollah.

Die Führer der Palästinenser – übrigens die unbarmherzigen Feinde des palästinensischen Volkes – haben zu keiner Zeit den Traum aufgegeben: Palästina vom Jordan bis zum Mittelmeer. Seit fast sechzig Jahren kämpft Israel um sein Überleben. Aber wie immer sind die Juden ja bekanntlich an ihrem Unglück selber

schuld. Die veröffentlichte Meinung, die sich neutral gibt, verteilt gleichmäßig Rügen an beide Seiten, tut so, als gäbe es eine mittlere Position. Die einen wollen die anderen vernichten, die anderen wollen bloß in sicheren Grenzen leben. Israel findet keinen verantwortlichen und durchsetzungsfähigen Ansprechpartner, aber mit denen, die es auslöschen wollen, sollen sie verhandeln. Worüber? Über die Modalitäten der Auslöschung?

Jetzt spricht man von den Opfern in der Zivilbevölkerung. Doch so wie die palästinensischen Führer ihre Kinder zum Steinwerfen nach vorne geschickt haben, feige, wie sie immer schon waren, so verstecken Hisbollah und Hamas ihre militärische Infrastruktur

inmitten der Zivilbevölkerung, wie das jede Guerilla macht. Solange also das Volk diese Führer duldet und sie sogar wählt, erleidet es die Folgen dieser Duldung. Was soll mein Israel tun? Tötet es gezielt die Strippenzieher, heult die Welt auf. Muss es flächendeckend vorgehen, um die militärische Infrastruktur zu treffen, heult die Welt auf.

Am besten wäre es, wenn die jüdischen Israelis alle auswandern. Halt, das wäre der Welt nicht recht. Dann müsste sie Millionen Juden erdulden. Besser noch, die Juden stürzen sich selber ins Meer. Dabei bedarf es von Seiten der Palästinenser bloß dreier Sätze: Anerkennung Israels in sicheren Grenzen von 1967, Versöhnung

mit dem palästinensischen Staat und statt Rückkehrrecht der arabischen Flüchtlinge von 1948/49 großzügige Wirtschaftshilfe durch Israel, die USA und EU. Schon wäre Friede. Wir Juden hätten eine Heimstatt und wären gleichberechtigtes Mitglied der Völkerfamilie Naher Osten, übrigens durchaus zum Segen dieser Völker.



FOTO ©: Isolde Ohlbaum

Robert Schindel ist Lyriker und Schriftsteller („Gebürtig“).

Terrorpaten, Generäle: ins Sterbebett

VON ELISABETH T. SPIRA

Seit Shoah und Holocaust, seit Auschwitz und Treblinka, seit Gaskammern und Krematorien ist nichts mehr „normal“, was mit Juden, von Juden, gegen Juden, durch Juden passiert. Der jahrtausendalte Traum vom „nächsten Jahr in Jerusalem“ ist Staat gewordener Gegenwartsirrsinn. Der Nahe Osten brennt. Und mit ihm brennen wir und unsere arabischen Schwestern und Brüder. Es ist müßig, darüber zu reden, wer diesen Krieg und all die vorangegangenen begonnen hat und wer alle zukünftigen beginnen wird, wer provoziert hat oder provozie-

ren wird, Schuld auf sich geladen hat oder laden wird. Beide Seiten investieren viel Fantasie und Begabung, die Gegenseite zu quälen und zu demütigen. Beide Seiten haben Geist, Intelligenz und Kreativität in den Waffenschrank gesperrt. Beide Seiten sind bis zu den Zähnen gerüstet und zelebrieren volksfestähnliche Hasstiraden. Terror- und Raketenopfer in Israel. Bombenwahnsinn, der den Libanon auslöscht. Terrorpaten, Generäle und Kriegsminister legt euch nieder ins Sterbebett. Denn jeder gefallene Soldat ist eine Familienkatastrophe,

jeder Junge, der sich und andere in die Luft sprengt, ist ein Menschheitsdrama, jedes Kind, das durch Bomben getötet wird, ist ein Weltuntergang.



FOTO ©: Peter Ritgaard

Elisabeth T. Spira ist Dokumentarfilmerin („Alltagsgeschichten“).

Ich bin so wütend und zugleich so traurig

VON GEORG HERRNSTADT

Dies ist kein Kommentar, dazu fehlt mir im Moment die Distanz. Schon gar nicht sind die nächsten Zeilen eine Analyse, zu plump meine Ansicht, dass auf beiden (allen) Seiten kriegsinteressierte Verbrecher ihre kleinen Völker in Geiselnhaft genommen haben. Ganz wenige profitieren

vom Krieg, sie sind am Ruder, hüben wie drüben.

Dies ist eine Selbstkundgabe: Ich bin so wütend, so erschüttert, unbändig zornig und zugleich über alle Maßen traurig. In alttestamentarischer Notwehrüberschreitung,

wenn es denn Notwehr ist, zerbombt das israelische Militär hunderte Menschen und all ihr Dasein als Antwort auf die Entführung zweier Soldaten. Die Frage, ob die Opfer „unschuldig“ sind oder etwa doch Sympathisanten ist empörend nebensächlich. Denn hunderte junge

unschuldige Überlebende werden durch diese Gewalttaten zu neuen Rekruten für die Hisbollah. Israelische Notwehrüberschreitungen und Demütigungen haben Geschichte und Methode. Dem Frieden haben sie nie gedient. Erst die israelische Kriegspolitik gegenüber dem Libanon schuf 1982 die Hisbollah. Ich empfinde empathische Wut mit den Gedemütigten. Menschen ohne jede Hoffnung sind der Garant für neue Gräueltaten. Wer hat daran Interesse? Für einen abgeschlagenen Kopf wachsen der Hisbollah wie der Hydra zwei neue nach.

Mich erzürnt auch die gängige Terminologie: Wer sind die Terroristen, wer diejenigen, die bloß ihre

Lebensrechte verteidigen? Einen langen Tunnel unter einer schändlichen Mauer zu graben und einen Soldaten zu entführen ist zwar ein grausamer, aber ein militärischer Akt. Mit Bomben 60 Zivilisten in Wohnhäusern zu töten, ist Terrorismus.

Ich weiß auch vom Terror der Palästinenser. Manchmal denke ich leider auch an Heinrich Heines Ende der Disputation: „... eines will mich schier bedünken, dass der Jude wie der Christ (in diesem Fall der Moslem), dass sie alle beide stinken.“ Dann schäme ich mich ein wenig. Ich weiß, es war naiv, aber ich habe immer gehofft, dass (m)ein Volk mit dieser Geschichte der Verfolgung, Ermordung und Demütigung nie-

mals fähig sein würde anderen kleinen Völkern ähnlich brutal zu begegnen. Einige meiner Verwandten gingen nach Palästina, um mit den Palästinensern ein neues Land aufzubauen. Auch naiv? Die traurige Wahrheit ist die Wirklichkeit. Dann bin ich auch verzweifelt.



FOTO ©: privat

Georg Herrnstadt ist Kommunikationstrainer und Organisationsberater.

Unmöglich, Pazifist zu sein

VON EVA MENASSE

Wer einen Säugling zu Hause hat, der kommt nicht mehr ins Kino. Auch die liebevoll von der besten Freundin vorbeigebrachten DVDs verstauben seit der Geburt des Söhnchens im Regal. Wessen man sich aber nirgendwo entziehen kann, ist die empörend einseitige Berichterstattung über den Nahen Osten. „Israel greift an zwei Fronten an“, hieß es zu Beginn in der „Süddeutschen Zeitung“ – Henryk Broder wies darauf hin, dass es heißen müsste: „Israel verteidigt sich an zwei Fronten“, aber hat ihn irgendjemand gehört?

„Auch heute wieder hinterließen israelische Bomben in Beirut ein Bild des Schreckens“, berichten die deutschen TV-Nachrichten. Ich kann mich nicht erinnern, dass jemals solche Ausdrücke im Irakkrieg (gegen den wir Europäer doch alle so einmütig waren!) verwendet wurden, obwohl die Amerikaner in Bagdad gewiss auch „Bilder des Schreckens“ hinterlassen haben. In deutschen Zeitungen wird zwar auf den Meinungsseiten das ganze komplizierte Dilemma dieses Krieges durchbuchstabiert, doch die Schlagzeilen vorne sprechen überall dieselbe tendenziöse Sprache. Es scheint nichts anderes zu berichten

zu geben, als das, was Israel tut, Israel, der Täter. Israel greift an, Israel wirft Bomben, Israel fliegt Einsätze – „Israel riegelt den Südlibanon ab“ – mit mindestens ebenso viel Berechtigung könnte man titeln: „Israel nimmt Terroristen-Hochburg ein“. Klingt irgendwie anders, oder?

Berichtet wird, dass Israel eine sofortige Feuerpause ablehnt und welche Bedingungen es an einen UNO-Einsatz knüpft, der Libanon hingegen „scheint nur aus Frauen und – vorzugsweise toten – Kindern zu bestehen“ (Tjark Kunstreich). Warum gibt man der Hisbollah viel weniger medialen Raum? Weil deren hysterischer Fanatismus, der nur aus den Worten Vergeltung, Vernichtung, Märtyrertod besteht, in europäischen Wohnzimmern zu sehr befremdet? Weil uns unsere eigene westliche Ohnmacht zu sehr deprimiert, ja ängstigt, da es so offensichtlich für die UNO und andere Vermittler bei Hisbollah und Hamas nichts zu vermitteln gibt?

Imre Kertész, der ungarische Nobelpreisträger, spricht bereits von „Euro-Antisemitismus“. Den Israelis wird unterschwellig sogar übelgenommen, dass sie weniger Opfer beklagen als

die so genannte Zivilbevölkerung im Libanon. Wer stärker ist, muss schuld sein. Doch wenn Israel kein hochaggressives Militär, nicht Bunker für einen Großteil der Bevölkerung hätte, wäre es längst von der Landkarte verschwunden – genau was die Verbrecher, die ihre eigene Bevölkerung als Schutzschild verwenden, anstreben.

„Krieg ist Scheiße“, schrieb die deutsche Publizistin Renée Zucker unlängst und redet damit einem völlig sinnentleerten Luxus-Pazifismus das Wort, der allerdings weitverbreitet ist unter allen, die aus sicherer Ferne kommentieren und nicht in nordisraelischen Bunkern schmoren. Denn wie sagte, in höchster Verzweiflung über die Lage ihres Landes, die israelische Autorin Zeruya Shalev: „Es ist schwierig, Pazifist zu sein, wenn jemand dich töten will.“ Es ist nicht schwierig, es ist unmöglich.



FOTO ©: Stefan Olah

Eva Menasse ist Journalistin und Schriftstellerin („Vienna“).

Dürften wir in Teheran demonstrieren?

Sympathisches Auftreten, Eloquenz, elegante Zurückhaltung, dafür ist Dwora Stein bekannt. Dass die hohe Gewerkschafterin aus einer jüdischen Familie stammt und ihre Schwestern in Israel leben, wissen nur wenige. Wie hält sie es mit ihrer Herkunft, was denkt sie über die aktuelle Krisenlage?

DAS GESPRÄCH MIT DWORA STEIN FÜHRTEN DANIELLE SPERA UND PETER MENASSE

FOTOS VON PETER RIGAUD

NU: Ihr Name sorgt sicher immer wieder für Spekulationen über Ihre Herkunft. Welche jüdischen Wurzeln haben Sie?

Stein: Ich komme aus einer jüdischen Familie und bin nach der Mutter meines Vaters benannt. Es ist bei uns Familientradition, dass alle ältesten Töchter nach ihr benannt werden, also heißen auch alle meine älteren Cousinen Dwora.

NU: Wie wichtig sind diese jüdischen Wurzeln für Sie?

Stein: Sehr wichtig, ich trage das Jüdischsein nicht vor mir her, wahrscheinlich ist es nicht vielen Menschen bewusst, dass ich Jüdin bin. Vielen wird es aber klar, wenn sie meinen Vornamen hören, wobei ich allerdings erwähnen muss, dass ich auch einen sehr deutschen Vornamen habe, nämlich Gertrude. Diesen Namen habe ich immer gehasst. Einmal habe ich meine Eltern gefragt, warum sie mich so genannt haben. Sie meinten, man wisse ja nie, welche Zeiten noch kom-

men werden. Es könnte sich also noch als sinnvoll erweisen, einen germanischen Namen zu haben, hinter dem man sich verstecken kann. Das hat mich sehr betroffen gemacht.

»Vom Judentum kann man sich ja ohnedies nicht loslösen.«

NU: Leben Sie ihr Judentum heute?

Stein: Das ist sehr vielfältig. Zwei meiner drei Schwestern leben in Israel, in Jerusalem und haben dort ihre Familien gegründet. Dadurch gibt es eine starke Bindung. Vom Judentum kann man sich ja ohnedies nicht loslösen. Ich bin mir meiner Herkunft sehr bewusst, bin aber nicht gläubig. Mein Vater war sehr religiös. Meine Mutter ist genau das Gegenteil, sie betrachtet das sehr distanziert, egal ob bei Juden oder jeder anderer Religion. Bei mir ist das ganz ähnlich, ich kann mit Religion nichts anfangen. Ich habe Respekt vor echter Gläubigkeit. Sie ist mir aber im Leben sehr selten begegnet.

NU: Halten Sie z.B. die Feiertage ein?

Stein: Die Feiertage halte ich nicht mehr. Bei uns zu Hause war das aber klarerweise ein Thema, aber zum Feiern braucht man Familie und die gibt es hier für uns nicht mehr, meine Schwestern sind weg, mein Vater ist tot und meine Mutter sehr krank, sonst ist niemand mehr da.

NU: Wie hat Ihre Familie die Shoah überlebt?

Stein: Das war in unserer Familie ein stark tabuisiertes Thema. Mein Vater hat sehr gelitten, er hatte ein furchtbares Schicksal hinter sich mit dem Verlust von vielen ihm lieben Menschen, genau wurde das aber nie besprochen. Meine Mutter hat sehr lange in Wien überlebt, bis 1942, und ist dann von Schleppern gemeinsam mit ihrer Mutter und ihrer Schwester nach Budapest gebracht worden, wo sie als U-Boot überlebte. Dort hat sie meinen Vater kennen gelernt, sie haben 1948 in einer



Zwei Schwestern der Gewerkschafterin Dwora Stein leben in Israel



„Habe mich dann nicht der jüdischen Gemeinde zugewandt.“

jüdischen Zeremonie geheiratet und sind später nach Österreich geflüchtet. Mein Vater war ursprünglich aus Transsylvanien, aus einer sehr großen Familie. Der Teil, der überlebt hat, ist jetzt über die ganze Welt verstreut. Mein Vater war eigentlich Rabbiner, hat das aber nie praktiziert. Um zu überleben, ist er ins Textilgeschäft eingestiegen und war Händler, wie viele andere auch. Meine Mutter hatte keine Chance auf eine Ausbildung, sie hätte aber sicher das Zeug dazu gehabt.

»Ich war hin- und hergerissen zwischen Fremd- und Anderssein und dem So-sein-Wollen wie alle anderen auch. Wir haben zum Beispiel keine Weihnachten gefeiert. Das war eine Zeit lang ein großes Problem für mich.«

NU: Wie war das in der Nachkriegszeit in Wien, das Klima war ja nicht gerade freundlich gegenüber Juden?

Stein: Unser Leben war sehr widersprüchlich. Meine Eltern haben einerseits auf Integration großen Wert gelegt, das zeigt sich ja auch in meiner Namensgebung – Gertrude! Andererseits bin ich während der Volksschulzeit am Shabbat nicht in die Schule gegangen. In der

Mittelschule haben das meine Eltern geändert, mit dem Argument, ich müsste sonst zu viel nachlernen. Ab diesem Zeitpunkt war Samstag ein ganz normaler Tag für mich. Andererseits war aber mein Vater doch religiös. Ich war hin- und hergerissen zwischen Fremd- und Anderssein und dem So-sein-Wollen wie alle anderen auch. Wir haben zum Beispiel keine Weihnachten gefeiert. Das war eine Zeit lang ein großes Problem für mich. Dieses Nicht-genau-Wissen, wohin ich mich orientieren sollte, was bin ich jetzt? Soll man sich in die jüdische Gemeinde integrieren oder sich anderswo umschauen? Das war für mich fast nicht auszubalancieren. Ich habe mich dann nicht der jüdischen Gemeinde zugewandt, meine Schwestern aber sehr wohl. Ich war in keinen jüdischen Organisationen, sie hingegen sind in die Misrachi gegangen.

NU: Welche Erinnerungen haben Sie an die Schulzeit, war es ein Thema, dass Sie Jüdin sind?

Stein: Ich ging in die Kundmann-gasse im 3. Bezirk. Irgendwann ist es zum Thema geworden, den Anlass weiß ich nicht mehr. Es gab da natürlich auch Schüler, deren Eltern Nazis waren, und die das dann in die Schule transportiert haben. Die Lehrer haben sich sehr unterschiedlich verhalten. Es gab Lehrer, bei denen ich mir gedacht habe, was tue ich eigentlich hier. Andere wieder haben sehr positiv Partei ergriffen. Damals

habe ich erstmals Antisemitismus erlebt, z.B. in den Diskussionen im Geschichts- oder im Deutsch-Unterricht. Persönlich hat mich aber niemand angegriffen.

NU: Und wie ist das heute: Erleben Sie Antisemitismus?

Stein: Keinen gegen mich persönlich gerichteten.

NU: Ist es in der Gewerkschaftsbewegung überhaupt ein Thema, dass Sie Jüdin sind?

Stein: Ich weiß nicht, inwieweit es den Leuten bewusst ist, dass ich Jüdin bin, viele fragen nach meinem Vornamen und dann erzähle ich meine Geschichte. Aber ich habe keine negativen Erfahrungen gemacht.

NU: Heute existiert ja eine ganz neue Form des Antisemitismus in Europa, wie beurteilen Sie das?

Stein: Ich empfinde das als große Bedrohung. Was mich sehr betroffen gemacht hat, war der Karikaturenstreit. Ich war über die Wucht der Demonstrationen, über den Hass, der da herausgebrochen ist, erschrocken. Als ich am Ring eine Demonstration von jungen Moslems gesehen habe, dachte ich, wo leben wir eigentlich? Was ist da passiert, dass es auf einmal solche Emotionen gibt, das hat mich vor den Kopf gestoßen. Ich denke, Toleranz ist ein wichtiger Wert, aber das muss für alle Religionen gelten. Ich bin absolut dagegen, dass man die religiösen Gefühle anderer Menschen verletzt, aber beim Karikaturenstreit hat sich mir sehr stark die Frage nach

ZUR PERSON

Dr. Dwora Stein wurde 1954 in Wien geboren, nach dem Studium der Psychologie und Pädagogik ist sie seit 1983 in der Gewerkschaft tätig, seit 2005 als Bundesgeschäftsführerin der Gewerkschaft der Privatangestellten. Seit dem Jahr 2000 ist sie auch Vizepräsidentin der Arbeiterkammer Wien.

der Verhältnismäßigkeit gestellt. In Wien waren die Demonstrationen ja noch im Rahmen, aber in ganz Europa war es überbordend. Stellen Sie sich einmal vor, wir würden in Teheran demonstrieren. Das wäre wohl nicht gut möglich. Das macht mich sehr besorgt.

NU: Wie sehen Sie den Konflikt im Nahen Osten?

Stein: Es gibt einen totalen Wechsel in der politischen Landschaft, zuerst einmal durch den Wahlsieg der Hamas in Palästina und dann natürlich durch den Iran. Wir stehen jetzt einem ganz neuen Bedrohungspotenzial gegenüber.

NU: Wie soll man Ihrer Meinung nach den Iran vom Bau einer Atombombe abbringen, wenn die Diplomatie versagt?

Stein: Ich bin da zu weit weg, um die tatsächliche Gesprächsbereitschaft der Teheraner Führung zu beurteilen, aber vor einem Militärschlag hätte ich furchtbare Angst. Das ist es genau, was die Situation jetzt von früheren unterscheidet. Es ist schwierig zu beurteilen, ob alle Möglichkeiten des Gesprächs ausgeschöpft worden sind.

NU: Was halten Sie von der europäischen Politik in Sachen Iran?

Stein: Die ist nicht vorhanden. Aber wie soll ein so kleines Land wie Israel diesen Konflikt allein bewältigen, das geht ohne internationale Unterstützung nicht. Da braucht man Europa, da braucht man die USA. Eine europäische Politik gibt es in diesem Zusammenhang nicht.

NU: Und Europa steht im Großen und Ganzen nicht hinter Israel ... Wenn jemand einspringt, sind es die USA.

Stein: Das ist traurig, es gibt einen gewissen Anti-Amerikanismus, den ich zu einem Teil sogar verstehe. Rumsfeld wirkte auch auf mich überheblich und atemberaubend schlicht. Das wird zu einem großen Problem, auch für Israel, dass nämlich nur noch Amerika da ist, während Europa schweigt und sogar noch parteiisch ist.

NU: Europa wird erkennen müssen, dass es auch bedroht ist. Jetzt sagt man leichtfertig, es wären ohnedies nur die Juden bedroht.

Stein: Das wird ganz bestimmt ein europäisches Problem. Das zeigt sich jetzt aktuell wieder am vereitelten Bombenterror in London oder in Deutschland. Wenn ich an Israel denke, ist es natürlich für mich persönlich sehr belastend, auch wenn meine Schwestern in Jerusalem derzeit nicht direkt bedroht sind. Aber die Bedrohung ist ja immer da. Die ganz große Belastung für meine Schwestern war die 2. Intifada mit den Selbstmordanschlägen. Sie konnten nicht mehr schlafen, beide haben drei Kinder, die großen durften nicht mehr ausgehen, nicht mit dem Bus fahren, jeder Weg, den die Kinder allein zurücklegten, war nervenauf-



„Es gibt in der SPÖ auch Pro-Israel-Stimmen.“

reibend, weil man ständig in Sorge war, dass etwas passiert. Man kann sich kaum vorstellen, was es heißt, unter diesen Bedingungen zu leben. Meine älteste Nichte studiert jetzt in Tel Aviv, hat sich aber schon intensiv mit dem Gedanken beschäftigt, aus Israel wegzugehen.

NU: Wie beurteilen Sie die Kämpfe gegen die Hisbollah?

Stein: Ich halte die Situation für katastrophal. Vor allem, weil sich das Bedrohungsszenario so geändert

hat. Es geht nicht nur um die beiden Soldaten, so bedauerlich deren Schicksal ist. Es geht um einen Überlebenskampf, wie der permanente Raketenbeschuss vorher gezeigt hat. Das ist die eine Seite. Die andere Seite ist, dass es mir schon sehr weh tut, wenn Israel für zivile Opfer verantwortlich ist. Ich teile die Ansicht Ari Raths, dass das ganz offensichtlich keine sehr gut vorbereitete militärische Aktion war. Ich halte nichts von diesem Mythos der Unbesiegbarkeit, das ist sowieso ein Blödsinn. Das gibt es sowieso nicht, aber die Schwäche, die Israel jetzt gezeigt hat, ist eine Einladung. Das macht mir wirklich Angst.

NU: Die Sozialdemokratie hat nicht immer einen positiven Zugang zu Juden oder Israel gehabt. Wie geht es Ihnen damit?

Stein: Ich habe keine Funktion in der SPÖ. Doch ich habe mir fest vorgenommen, wenn ich die Gelegenheit dazu bekomme, mit meiner Meinung nicht hinter dem Berg zu halten. Wobei es da auch Facetten gibt, es ist nicht überall gleich, es gibt auch da Stimmen, die pro Israel sind. Es wäre schlimm, wenn es anders wäre.

NU: Wie sind Sie zur Gewerkschaftsbewegung gekommen?

Stein: Ich bin eigentlich hineingerutscht und zwar über eine



Dwora Stein im Gespräch mit NU-Redakteurin Danielle Spera und NU-Chefredakteur Peter Menasse

Arbeitsmarktmaßnahme. Ich habe Psychologie und Pädagogik studiert und bin dann über das Akademikertraining in das BFI gekommen, eine Einrichtung der Gewerkschaft und der AK. Ein Zufall. Und da bin ich mit der Gewerkschaftsarbeit in Berührung gekommen, das hat mich als sozial engagierter Mensch sehr fasziniert. So habe ich bei der GPA begonnen. Über die Gewerkschaftsbewegung habe ich auch meinen Mann kennen gelernt.

NU: Ist Religion zwischen Ihrem Mann und Ihnen ein Thema?

Stein: Mein Mann war evangelisch, ist aber ausgetreten. Religion ist kein Thema, wir feiern gar nichts. Weder das eine noch das andere. Für seine Eltern war es schwierig zu akzeptieren, dass ich Jüdin bin. Er hat aber

eindeutig klar gemacht, dass er mit mir zusammen sein will. Juden waren ihnen einfach fremd. Als er aus der Kirche ausgetreten ist, war das schon ein Thema für sie. Letztendlich haben sie mich aber herzlich aufgenommen. Ich war sicher anders als die Menschen, die sie sonst kannten. Für meine Familie war es ein noch größeres Problem, dass ich mit einem Nichtjuden zusammenlebe. Mein Vater hat meinen Mann nie kennen gelernt; meine Mutter hat ihn erst nach dem Tod meines Vaters vor 15 Jahren zum ersten Mal getroffen. Meine Mutter hat meinen Mann aber vom ersten Moment an gern gehabt. Ich bin mit ihm dann auch zu meinen Schwestern gefahren, das war ein sehr schönes Erlebnis.

NU: Wenn Sie Ihre Schwestern besuchen, reizt es Sie nicht, in Israel zu leben?

Stein: Nein, ich will nicht nach Israel, ich bin Europäerin durch und durch. Als ich siebzehn war, bin ich zum ersten Mal hingefahren, das hat mich fasziniert, aber ich wusste schon damals, dass ich mein Leben in Wien verbringen will.

NU: In der Gewerkschaft sprach man zuletzt über grundlegende Reformen. Ist man da wirklich dran, oder wird es nur Kosmetik geben?

Stein: Ich heiße zwar Dwora und Dwora war ja eine Prophetin, aber ich kann leider nicht in die Zukunft schauen. Was jetzt passiert, ist Krisenbewältigung, doch die Perspektive für eine grundlegende Reformen fehlt. Wir leisten jetzt im Schatten der Krise gute Arbeit, aber wir brauchen eine Neuausrichtung. Dafür werde ich mich einsetzen, es wird ein hartes Stück Arbeit.

Wie viel Nazismus und Faschismus (v)erträgt das Europäische Parlament?

Nach der Sommerpause kehrt im Europäischen Parlament wieder business as usual ein. Dazu gehören offenbar auch antisemitische, rassistische und faschistische Verbalausritte, zu denen sich einzelne populistische Abgeordnete immer wieder versteigen. Eine Besserung ist nicht in Sicht, im Gegenteil.

VON HEIKE HAUSENSTEINER

4. Juli 2006: Der polnische Europa-Abgeordnete Maciej Giertych lobt im EU-Parlament in Straßburg die früheren Diktatoren Spaniens und Portugals, Francisco Franco und António Salazar. Sie hätten „katholische Werte verteidigt“ und die weitere Ausbreitung des Kommunismus in Westeuropa verhindert. Man möge nicht vergessen, der Nazismus in Deutschland und der Faschismus in Italien seien von sozialistischem und atheistischem Geist genährt gewesen, so Giertych. Er gehört der rechtsextremen und antisemitischen „Liga Polnischer Familien“ an. Die Partei sitzt in der polnischen Regierung, hat aber im EU-Parlament in keiner Fraktion Aufnahme gefunden. Bei der EU-Wahl 2004 hatte sie fast 16 Prozent erreicht.

Die Sozialdemokraten im Europaparlament drohen noch am selben Tag der linksgerichteten Smer-Partei des neuen slowakischen Premiers Robert Fico mit dem Ausschluss aus der Parteienfamilie: Ficos Sozialdemokraten bilden eine Koalitionsregierung mit der rechtsex-

trementen Slowakischen Nationalpartei und der Bewegung für eine demokratische Slowakei des umstrittenen Ex-Premiers Vladimir Meciar.

20. Juni 2006: Bundeskanzler Wolfgang Schäussel zieht im Europaparlament in Brüssel Bilanz über den österreichischen Vorsitz. Aus Protest gegen seine Unterstützung für eine neue EU-Verfassung stimmt der EU-Abgeordnete Gerard Batten von der UK Independence Party ein britisches Anti-Hitler-Lied an. „Wen hältst Du wohl zum Narren, Schäussel?“, singt Batten in Abwandlung des Lieds „Wen hältst Du wohl zum Narren, Hitler?“. Und weiter: „Wir sind die Jungs, die Dich stoppen!“ Die UK Independence Party, eine rechts-nationale Anti-EU-Partei, hatte bei der EU-Wahl auch mehr als 16 Prozent erzielt.

April/Mai 2006: Chris Davies legt nach antisemitischen Äußerungen den Vorsitz der britischen Liberalen im EU-Parlament zurück. Israel verfolge eine rassistische Apartheidpolitik gegenüber den Palästinensern. Er

lehne den Einfluss der jüdischen Lobby ab, die in vielen Ländern eine viel zu große Mitsprache im politischen Entscheidungsprozess habe, meint Davies u. a. in einem längeren via E-Mail ausgetragenen Streit mit einer israelischen Leserin der „Jewish News“. Er bietet der Leserin eine Entschuldigung an, sollte sie ebenfalls mit der Politik der israelischen Regierung nicht einverstanden sein.

Den Kapo spielen

3. Juli 2003: Die italienische EU-Ratspräsidentschaft ist keine zwei Tage alt. Der umstrittene Regierungschef Silvio Berlusconi präsentiert dem EU-Parlament das italienische Vorsitzprogramm. Dem kritischen Europa-Parlamentarier Martin Schulz von der SPD schlägt er vor, in einem Film über Konzentrationslager, der gerade in Italien gedreht wird, den Kapo zu spielen. „In dieser Rolle wären Sie perfekt, Herr Schulz!“ Auf eine Welle der Empörung folgt eine wochenlange diplomatische Eiszeit zwischen den Regierungen in Berlin und Rom.



FOTO ©: EU-Parlament

Im Plenarsaal des EU-Parlamentsgebäudes in Brüssel ist aus manchen politischen Lagern Verstörendes zu hören

Wie viel Nazismus oder Faschismus (v)erträgt das Europäische Parlament? „Gar keinen“, ist die Frage für Sonja Puntcher-Riekmann leicht zu beantworten. Mehr Sorgen machen der Politologin, Vizerektorin der Universität Salzburg und Leiterin der Forschungsstelle für europäische Integration an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, die „latenten, oft unbewussten“ Formen von Antisemitismus. Eine lange Tradition habe in Österreich vor

allem der „linke Antisemitismus“ im Zusammenhang mit der Errichtung eines Palästinenserstaates auf Kosten Israels.

Die Europäisierung ist noch nicht bis in die letzten Winkel des Kontinents fortgeschritten. Es war der Friedensgedanke, der bei der Gründung der Europäischen Gemeinschaft im Vordergrund stand. Militärische und diktatorische Regime wurden von demokratischen

Strukturen abgelöst. Diese haben sich speziell in Griechenland, Spanien und Portugal seit dem EU-Beitritt in den 1980er Jahren festigen können. Rassistische, antisemitische, ausländ- oder menschenfeindliche Ausritte bei Politikern wie Bürgern sind aber immer noch möglich – und keine Seltenheit. Eine große Gefahr besteht nach Ansicht von Sonja Puntcher-Riekmann in den jungen Demokratien des ehemaligen Ostblocks. Das sei ein „sensibles Gebiet“, das die populistischen



FOTO ©: EU-Parlament



FOTO ©: EU-Parlament



FOTO ©: EU-Parlament

EU-Abgeordnete Jean-Marie Le Pen, Alessandra Mussolini, Andreas Mölzer: auf Grund extremer Ansichten isoliert



FOTO ©: EU-Parlament

Parlamentsgebäude in Brüssel: Hier machen manche Abgeordnete aus ihren Überzeugungen kein Hehl

tischen, nationalistischen oder rechtsextremen Politiker als „Sprungbrett“ nützen wollen. Die Gefahr bestehe aber in ganz Europa. Das Problem ist: „Diese Menschen werden gewählt.“

Le Pen, Mussolini, Mölzer

So sitzen in den Reihen der Fraktionslosen des Europa-Parlaments die britischen EU-Kritiker und die polnischen Ultra-Konservativen etwa Seite an Seite mit dem französischen Front National-Führer Jean-Marie Le Pen, der italienischen Duce-Enkelin Alessandra Mussolini oder dem Österreicher Andreas Mölzer. Sie seien ohnehin isoliert, „eine gewaltige Minderheit und haben in der europäischen Politik keinen Platz“, beruhigt der ÖVP-Abgeordnete Othmar Karas im Interview. Es gebe „immer nur Einzelentgleisungen, die darauf aufmerksam machen, dass es sie gibt“. Karas sieht „keine Gefahr für den demokratischen Rechtsstaat“. Die Zwischenrufe „von extrem links bis extrem rechts“ seien für ein Parlament „so lange aushaltbar, wie eine Demokratie damit umgehen kann“. Nationalpopulistischen Parteien, „die meist antisemitische Ressentiments transportieren“, könne ein Parlament immer nur so begegnen, „wie es Parlamenten zusteht: mit sachlich-rationaler Gegenargumentation“, meint der Politikwissenschaftler Claus Leggewie von der Universität Gießen gegenüber NU.

Sind nun Populisten als „Stimmen unter anderen“ hinzunehmen oder soll

die Freiheit der Meinungsäußerung eingeschränkt werden? „Das ist die wichtigste Frage überhaupt“, erklärt Puntcher-Riekmann. Rechte zu suspendieren, dazu könne sich auf europäischer Ebene im Moment niemand durchringen. Die brutalen antisemitischen, rassistischen und homophoben Vorfälle der vergangenen Monate in Belgien, Frankreich, Deutschland und Polen hat als einzige Institution das EU-Parlament verurteilt. Eine entsprechende Resolution verabschiedeten vornehmlich die Sozialdemokraten und Grünen vor der Sommerpause. Theoretisch räumt der EU-Vertrag (Artikel 7) rechtliche Maßnahmen ein. Sie können von der Herabstufung der diplomatischen Beziehungen („Sanktionen“) bis zum Ausschluss eines Mitgliedslandes reichen. Das müssten aber die Mitgliedstaaten, spricht: die Regierungen, einstimmig beschließen.

Leggewie lehnt hier Verfassungsschutzmaßnahmen ganz klar ab. Es sei „nicht per se schlecht, dass sich außerparlamentarisch relevante Kräfte auch parlamentarisch abbilden“; so könne man sie besser einschätzen. Er sei „radikaler Anhänger von free speech, auch für die Feinde der Demokratie. Regierungsbildungen mit solchen Leuten kann man aber vermeiden, auch in Österreich“. Puntcher-Riekmann lehnt nationale Allianzen mit diesen Parteien ebenfalls ab: „Damit gibt man nach, das macht sie salonfähig.“ Das öffne eine Spirale nach unten, die Geschichte habe das bereits mehrfach bewiesen. Wer einen



FOTO ©: EU-Parlament

EU-Parlamentsgebäude in Straßburg

„ultraliberalen Standpunkt“ einnehmen, müsse darauf vertrauen, dass eine gewisse Verwahrlosung der politischen Kultur bei der nächsten Wahl korrigiert werde. Dass das funktioniert, bezweifelt Puntcher-Riekmann hingegen.

Als Gegenmaßnahmen fordern die Experten vielmehr strenge publizistische und parlamentarische Kritik. Neben kritischem Journalismus ist mehr Aufklärung an den Schulen für Puntcher-Riekmann „ein Mindestmaß“.

WEB-TIPPS:

<http://www.europarl.europa.eu/default.htm>
<http://www.europarl.at/europarl/default.pxml>



Hanno Loewy leitet seit 2004 das Jüdische Museum Hohenems

„Eine ziemlich traurige Illusion“

Hanno Loewy, Direktor des Jüdischen Museums Hohenems, beschreibt im Gespräch mit NU seinen Weg zur jüdischen Identität und zieht einen Vergleich zwischen dem Umgang mit Juden in Deutschland und Österreich. Israel ist für ihn nicht der sichere Hafen, als der das Land von den Israelis gerne gesehen wird.

VON ALEXIA WEISS

FOTOS VON PETER RIGAUD

NU: Ihre Eltern sind nach Palästina gegangen, um am jüdischen Siedlungsprojekt teilzunehmen, sind dann aber nach Deutschland zurückgekehrt, wo Sie 1961 geboren wurden. Tut es Ihnen leid, dass Sie nicht als Israeli groß geworden sind?

Loewy: Nein, es tut mir nicht leid. Meine Eltern sind auch nicht wirklich nach Palästina gegangen, um an einem Siedlungsprojekt teilzunehmen, sondern um aus Europa zu fliehen. Zionistisch besonders engagiert waren meine Eltern auch nie, obwohl sie über die Jugend-Aliya zunächst in Kibbuzim kamen und das für sie schon wichtige Bildungserfahrungen waren. Meine Eltern haben sich politisch – auch in Israel – als linke, deutsch-jüdische Emigranten, eine Zeit lang gar als Kommunisten gefühlt. Und so war am Ende Israel für sie ein Emigrationsland, wie es auch mögliche andere gab.

NU: Was war der konkrete Beweggrund Ihrer Eltern nach Europa zurückzugehen?

»... so war am Ende Israel für sie ein Emigrationsland, wie es auch mögliche andere gab.«

Loewy: Sie haben sich nie für ein nationales Projekt begeistern können. Und: In den fünfziger Jahren war Israel ein armes Land, in dem es einen wachsenden Nationalismus und einen Partikularismus gab, der meinen Eltern immer fremder erschien, ein Nicht-Akzeptieren einer Diaspora, des Diaspora-Erbes. Ich glaube zwar nicht, dass meine Eltern damals in Kategorien wie Diaspora gedacht haben, sie haben in politischen Kategorien gedacht. Aber letztlich sind sie Juden, die im Herzen ein positives Verhältnis

zur Diaspora-Existenz bewahrt haben und das in Israel nicht leben konnten. Die Entscheidung nach Deutschland zurückzugehen, hatte natürlich aber auch schlicht etwas mit Heimweh nach einer Landschaft, einer Kultur zu tun.

NU: In Deutschland konnten Ihre Eltern ihr Judentum also besser leben?

Loewy: Meine Eltern haben sich in Deutschland in den sechziger Jahren eigentlich nicht in der Welt der jüdischen Gemeinde bewegt. Sie sind als deutsche Juden zurückgekehrt in ein Deutschland, in dem es eigentlich keine deutschen Juden mehr gab, sondern eine jüdische Gemeinde, die aus osteuropäischen Überlebenden bestand, die sich in einer selbst gewählten Ghetto-Identität und Ghetto-Existenz begriffen haben. Damit konnten meine Eltern nichts anfangen. Sie sind zurückgekommen, um am



Loewy hat den Weg zu seiner jüdischen Identität in der intellektuellen Auseinandersetzung mit dem Thema gefunden

Leben der deutschen Gesellschaft teilzunehmen, mit aller Kritik und allem politischen Dissens, den sie empfunden haben.

NU: Sie sind also im Bewusstsein aufgewachsen, Jude zu sein, sind aber nicht religiös erzogen worden?

Loewy: Das war ein völlig säkulares Leben, das meine Eltern geführt haben. Der einzige „religiöse Feiertag“, den es im Jahr gab, der aber nicht religiös begangen wurde, war Weihnachten. So ähnlich, wie Juden in der kommunistischen Jugend in Wien auch Weihnachten gefeiert haben, ohne das Weihnachten zu nennen.

NU: Wo war dann der Punkt, an dem Sie das Judentum doch interessiert hat?

Loewy: Letztlich lief es über politisches Engagement und das war natürlich kein Zufall, dass das passierte. Es war immer irgendwie Thema. Das Interessante war, das Jüdische war in der Familie immer sehr spürbar, aber es war quasi immer zwischen den Zeilen spür-

bar, darüber, dass andere Dinge wichtig waren als in anderen Familien, darüber, dass man jeden Abend die Nachrichten guckte, und dass bestimmte Nachrichten in diesen Nachrichten wichtig und sehr emotional besetzt waren. Es war dadurch spürbar, dass immer sehr präsent war, dass es diese Palästina- und Israel-Zeit in der Familie gegeben hat.

»Der Kampf gegen die Hisbollah ist etwas anderes als die Besatzung in der Westbank, und so unmoralisch und falsch das Letztere bleibt, so furchtbar unausweichlich scheint das Erste zu sein.«

Da gibt es eben doch eine andere Beziehung zu Israel, wenn auch keine Identität mit allem, was dort geschieht. Mein erster Schritt in jüdische Gruppen war paradoxerweise ein gemeinsamer Protest gegen den Libanonkrieg 1982. Nun,

auch das ist heute komplexer: Der Kampf gegen die Hisbollah ist etwas anderes als die Besatzung in der Westbank, und so unmoralisch und falsch das Letztere bleibt, so furchtbar unausweichlich scheint das erste zu sein.

Jedenfalls waren schon in der Kindheit ganz viele Details im Alltag, die immer mehr Fragezeichen bei mir hinterließen. Wenn man mit einer mit so vielen Fragezeichen besetzten Identität aufwächst, die eben eigentlich keine Identität ist, sondern lauter Leerstellen, dann beginnt man irgendwann einmal darüber nachzudenken, wie man die füllen kann.

Der Weg, den es dazu gegeben hätte, mich für den Zionismus zu engagieren, der stand nie zur Debatte, weil dieses Projekt war irgendwie erledigt. Sich religiös zu engagieren, das war im Prinzip auch erledigt. Es war für mich klar, ich kann das, wenn überhaupt, nur intellektuell nachholen, in der Beschäftigung mit dem, was diese Leerstellen heute bewirken.

NU: Im Jüdischen Museum Berlin haben Sie den letzten Teil der Dauerausstellung gestaltet, „So einfach war das“, der auch als Einzelschau in Hohenems zu sehen war. Darin geht es um jüdische Kindheiten nach 1945 in Deutschland, Österreich und der Schweiz.

Loewy: Als ich diesen Job in Berlin bekam, das letzte Kapitel der Dauerausstellung zu entwickeln – und „So einfach war das“ kam als Projekt dann noch später

hinzu – da wollte ich von Anfang an versuchen, eine sehr persönliche Erfahrungsdimension in dieses Thema Nachkriegszeit hineinzubringen, weil ich erlebt habe, wie unterschiedlich wir eigentlich in unseren Nachkriegskindheiten und Jugendzeiten geprägt waren, je nachdem, ob die Eltern selber unmittelbare Holocaust-Überlebende waren, ob man in der Emigration groß geworden ist oder die Eltern in der Emigration überlebt haben, ob man eher politisch oder über diese DP-

Geschichte (displaced persons, Anm.) quasi durch eine jüdische Nischen-Existenz geprägt war.

Der erste Gedanke war zunächst einmal, diese Pluralität von ganz unterschiedlichen jüdischen Lebensentwürfen zu zeigen, die dem üblichen Bild – einer auf Gedeih und Verderb quasi als Auslands-Israelis verschworenen jüdischen Gemeinschaft in Deutschland oder Österreich – entgegenstehen. Das war das eine. Als ich dann nach Hohenems gegangen bin, wurde ein



2005 war im Jüdischen Museum Hohenems eine höchst unterhaltsame Schau über jüdischen Kitsch zu sehen

Neue Dauerausstellung

Das 1991 gegründete Jüdische Museum Hohenems konnte in den vergangenen Jahren vor allem durch den intensiven Kontakt zu Nachkommen ehemaliger Gemeinde-Mitglieder von Hohenems, die heute in aller Welt verstreut leben, einerseits Lücken in der Erforschung der Geschichte der Gemeinde von Hohenems schließen, andererseits auch neue Objekte in die Sammlung integrieren.

Direktor Hanno Loewy entschloss sich

daher, die Dauerausstellung baulich sowie inhaltlich zu erweitern bzw. neu zu gestalten – Eröffnung ist am 29. April 2007. Dabei soll die Geschichte der Hohenemser Juden stärker in ihrer europäischen Dimension und im Kontext einer Gegenwart, die von neuem jüdischem Leben in Europa, von Migration und Globalisierung geprägt ist, betrachtet werden.

Die neue Dauerausstellung wird zudem mehrsprachig gestaltet, was das Museum

auch für ein internationales Publikum attraktiv machen soll. Audiostationen werden individuelle Vertiefungen ermöglichen. Und Kinder und Jugendliche sollen in der neuen Ausstellung durch altersgemäße Zugänge für einen anderen Blick auf ihre eigene Lebenswelt sensibilisiert werden.

WEB-TIPP:

www.jm-hohenems.at



Aus der ehemaligen Synagoge von Hohenems wurde nach 1945 ein Feuerwehrhaus

Die Synagoge von Hohenems

Die Synagoge von Hohenems wurde 1771/72 in spätbarock-klassizistischem Stil erbaut. Ihre Besonderheit: Die Decke war figurativ gestaltet. 1863 bis 1867 erfolgte der erste Umbau – dabei wurde u.a. die Kanzel um- und für den Chor eine neue Galerie eingebaut. Zwar blieb die Synagoge in der Reichspogromnacht 1938 vor Übergriffen verschont, aber nach der Zwangsauflösung der jüdischen Gemeinde wurde das Gebäude von der Gemeinde Hohenems übernom-

men. Nach 1945 musste die Synagoge zwar restituieren werden, Hohenems kaufte das Gebäude allerdings der Kultusgemeinde Innsbruck wieder ab und baute es in ein Feuerwehrhaus um. Zu diesem Zeitpunkt gab es in Hohenems keine jüdische Gemeinde mehr. Mit diesem Umbau 1954/55 wurden alle Elemente zerstört, die an die Funktion des Gebäudes als Synagoge erinnern hatten. Bis 2001 wurde die Synagoge als Feuerwehrhaus genutzt, danach mit

einem Umbau versucht, die ursprüngliche Nutzung des Gebäudes wieder sichtbar zu machen, ohne eine Total-Rekonstruktion vorzunehmen. Heute ist in dem Gebäude die Musikschule „tonart“ untergebracht. Der Saal wird seit dem Frühjahr 2006 als Salomon Sulzer Saal für kulturelle und andere Veranstaltungen genutzt. Salomon Sulzer war langjähriger Kantor des Stadttempels in Wien und stammte ursprünglich aus Hohenems.

ganz neues Projekt daraus, indem ich angefangen habe zu schauen, was unterscheidet die Perspektive in Deutschland von jener in Österreich und der Schweiz.

NU: Und wie unterschieden sich die Kindheiten in Deutschland von jenen in Österreich?

Loewy: Es gibt einen zentralen Unterschied, der mit den Juden gar nichts zu tun hat. Und zwar, dass es in Deutschland seit 1945 ein offener zu Tage gestelltes Schuld- anerkennnis gab, das häufig bis heute eine reine Heuchelei ist,

das aber doch in die political correctness des Landes ziemlich früh imprägniert wurde. Da gibt es andere Tabus, andere Sprachregelungen.

»Es gab in Österreich sicherlich anteilig mehr Remigranten, die politisch bewusst zurückgekehrt sind.«

Was dann auch bedeutete, dass man in Deutschland nicht ganz so stark diesem Alltags-Antisemitismus ausgesetzt war wie hier. Nicht

ganz so. Das sind alles graduelle Unterschiede: Oft zeigte sich das Ressentiment gerade in einem demonstrativen Philosemitismus und plakativer Israelbegeisterung – das hat sich freilich seit den 1970ern gelegt.

Der zweite Unterschied ist, dass die jüdischen Gemeinden in Deutschland, wenn man von Berlin ein bisschen absieht, nach 1945 ganz stark von den DP's bestimmt worden sind, die ein starkes Interesse an einer Selbst-Ghettoisierung hatten und in dem Bewusstsein lebten, man sei eigentlich auf dem

Weg nach Israel und könne nur gerade nicht weg. Man hat dieses zionistische Lippenbekenntnis dann an die nächste Generation weiterdelegiert. Die Kinder dieser Überlebenden sind zwar zu einem

»Da werden jüdische Museen laufend in einem europäischen Abgrenzungsdiskurs gegenüber Migranten instrumentalisiert, die heute eben keine Juden sind, sondern Muslime.«

Teil wirklich in der zionistischen Jugend groß geworden, haben dann aber Ende der sechziger Jahre angefangen, damit zu brechen und einen Schritt in die politische Öffentlichkeit Deutschlands zu machen.

Und das war in Österreich, glaube ich, von Anfang an ein bisschen anders. Wenn man so will, war es in Österreich ein bisschen wie eine Kreuzung von West- und Ostdeutschland, weil es in Österreich doch auch eine kommunistische Kultur gab, in die sich ein Teil der Remigranten zurückziehen konnte – eine Gegenwirklichkeit zur österreichischen Gesellschaft, in der man so tun konnte, als ob es keine jüdische Szene sei, sondern eine politisch grundierete. Es gab in Österreich sicherlich anteilig mehr Remigranten, die politisch bewusst zurückgekehrt sind, und es gab immer eine jüdische Intellektuellen-Szene, die öffentlich doch eine gewisse Präsenz hat, während das in Deutschland ein paar ganz wenige Vorzeige-Remigranten waren. Gleichzeitig war es hier in diesem viel stärker offen artikulierten antisemitischen Klima sicherlich auch konfrontativer.

NU: Im Leitbild des Jüdischen Museums Hohenems ist zu lesen, dass man sich vor dem Erstarren in eingetübte Formen des Erinnerens bewahren will. Wie kann man hier gegensteuern?



Loewy will als Individuum und nicht als Exemplar betrachtet werden

Loewy: Die Ausstellung „So einfach war das“ war ein Beispiel, wie man versuchen kann, hinter die politischen oder ideologischen oder identitären Bekenntnisse einen Schritt zurück zu machen und zu sagen, erzähl mir eine Geschichte, die auch anders kommuniziert, worum es dabei geht.

Die Erfahrung habe ich in Deutschland gemacht, hätte ich in Österreich aber genauso machen können, nämlich, dass man in einer nichtjüdischen Umgebung regelmäßig als Exemplar und nicht als Individuum betrachtet wird. „Was sagen Sie als Jude dazu?“ – Das ist jeder von uns einmal gefragt worden, und nicht nur ein Mal, und man denkt eigentlich immer nur, du Arschloch, willst du wissen, was ich darüber denke, dann frag mich oder sonst frag jemand anders. „So einfach war das“ war sicher ein Projekt, diese Art von Wahrnehmung einmal aufzubrechen.

Außerdem haben wir immer wieder Erwartungen unterlaufen, die es an jüdische Museen gibt. Es gibt eine Erwartung, die in Deutschland schon ganz eingespielt ist und die in Österreich auch zum Teil besteht, dass jüdische Museen zu so etwas wie einer Art europäischen Identität beitragen sollen, die letztlich den Islam daraus ausschließt. Da werden jüdische Museen laufend in einem europäischen Abgrenzungsdiskurs gegenüber Migranten instrumentalisiert, die

heute eben keine Juden sind, sondern Muslime. Gegen diese Instrumentalisierung haben wir vor zwei Jahren eine Ausstellung gesetzt, die sich mit türkischen Migranten in Vorarlberg beschäftigt hat.

NU: Sie führen also nicht einen Dialog auf religiöser Ebene, sondern versuchen die Ähnlichkeiten in den Lebensbedingungen aufzuzeigen?

»Unter den Bedingungen von Globalisierung heute ist von Menschen jedenfalls nicht zu erwarten, dass sie sich für eine Schmalspur-Identität entscheiden.«

Loewy: Mir geht es wirklich um Lebenserfahrung. Was heißt es, in Familien zu leben, die nicht einfach migrieren, also nicht von A nach B gehen, sondern in denen jeder eigentlich gleichzeitig an mehreren Orten ist. In denen dann auch andere Formen von Loyalität entwickelt werden müssen, als wenn ich alle Brücken hinter mir abbreche – was in der heutigen Gesellschaft überhaupt nicht mehr denkbar ist. Interessant ist, dass es für Juden vor 200 Jahren auch schon nicht denkbar war. Die jüdischen Familien waren über ganz Europa vernetzt, da man seine Kinder in jüdischen Gemeinden, in denen

es nur eine beschränkte Zahl von Matrikelnummern gab, oft ins Ausland verheiratet musste.

Unter den Bedingungen von Globalisierung heute ist von Menschen jedenfalls nicht zu erwarten, dass sie sich für eine Schmalspur-Identität entscheiden. Obwohl leider viele das tun. Und wie andere Formen von Verbindlichkeit, von gemeinsamen Werten entwickelt werden können, da sind wir alle noch nicht besonders schlau. Im Moment haben wir einen antiglobalistischen europäischen Diskurs, der darauf hinausläuft zu sagen, Europa – christliches Abendland mit jüdischem Erbe, also christliches Abendland mit toten Juden –, in dem Migranten nur geduldet werden, wenn sie ihr Gepäck an der Grenze abgeben und sich bis zur Unkenntlichkeit assimilieren. Und es gibt einen antiglobalistischen linken Diskurs, der Amerika zum Ersatzschuldigen macht für alles, wofür man eigentlich vor der eigenen Haustüre kehren könnte. Denn dass der größte Waffenhändler im Moment Europa ist, diese Meldung liest man leider nicht auf der ersten Seite der Zeitung.

Das Schlimme ist, dass viele Juden das Spiel aus falsch verstandenem eigenem Interesse glauben mitspielen zu müssen, weil in diesem Diskurs der Ehrenplatz als tote Juden auf der Galerie des christlichen Abendlandes mit der dafür abgegebenen Garantie des Existenzrechts Israels, das man dann gnädigerweise als sicheren Hafen in der Hinterhand haben



Für Loewy ist der sichere Hafen Israel eine Illusion

darf, angesichts dieser öffentlichen Diskurse immer noch als das kleinere Übel erscheint. Aber das ist natürlich überhaupt keine Perspektive, weil der Konflikt dort immer schlimmer wird und dieser sichere Hafen auch nichts anderes als eine ziemlich traurige Illusion darstellt.

NU: Erscheint es, gerade auch auf Grund der aktuellen Situation im Nahen Osten, nicht absurd, dass gerade viele Israelis nicht verstehen, dass man als Jude in Europa lebt, leben bleibt?

Loewy: Es ist ja mittlerweile schlimmer. Die fast schon offizielle Politik Israels in den letzten Jahren war ja eher, dass man gesagt hat, es ist ganz wunderbar, wenn es Antisemitismus

ZUR PERSON

Hanno Loewy, geboren 1961 in Frankfurt am Main, ist Literatur- und Filmwissenschaftler, Publizist und Ausstellungskurator. Er gestaltete u. a. den letzten Teil der Dauerausstellung des Jüdischen Museums Berlin. 1995 war er Gründungsdirektor des Fritz Bauer Instituts in Frankfurt am Main, das er bis 2000 leitete. Das Institut setzt sich mit Geschichte und Wirkung des Holocaust auseinander. Seit 2004 ist er Direktor des Jüdischen Museums Hohenems. Loewy veröffentlichte zahlreiche Publikationen zu den Themen Geschichte und Rezeption des Holocaust, Kulturgeschichte der Moderne und des Nationalsozialismus sowie zur Geschichte Palästinas.

in Europa gibt, dann kapiert ihr endlich, wo ihr eigentlich wirklich hingehört. Die ganze Propaganda Sharons und anderer ging in den letzten zehn Jahren ja eigentlich immer nur dahin. Mittlerweile sagen mir auch israelische Freunde, es ist prima, wenn das, was wir tun, dazu führt, dass die Antisemiten noch lauter werden – denn dann müsst ihr halt kommen. Ich halte das für eine Masada-, eine Zeloten-Strategie – das ist die Lust am Selbstmord.

Im Gespräch mit NU-Redakteurin Alexia Weiss



Hakenkreuze auf dem Christbaum

Die „Hochschule für Welthandel“ hat ihre kompromittierende Nazi-Vergangenheit nur schleppend aufgearbeitet – bis heute verhält sich die Forschung zurückhaltend.

VON PETRA STUIBER

Erst schauten alle weg – wie immer. Dann schauten plötzlich alle hin. Und sahen nur ihn, den einen Fall, den besonders schlimmen – und damit war der Blick wieder verstellt auf das große, ganze, das grausam „Normale“ und Übliche. Das „Übliche“ war, dass an der „Hochschule für Welthandel“, der heutigen Wirtschaftsuniversität Wien, während der NS-Zeit eine Lehre Einzug hielt, die vor allem auf die Legitimation der verbrecherischen Expansions-Ziele des Regimes ausgerichtet war, dass im Lehrkörper personelle „Säuberungen“ stattfanden, die zahlreiche jüdische und „politische“ Opfer nach sich zogen, und unter den Professoren Leute waren, die noch nach dem Zweiten Weltkrieg mit autoritärem und antisemitischem Gedankengut sympathisierten.

Die „Welthandel“ konstituierte sich nach Kriegsende neu – doch die Wunden von damals, die eigene,

teils unrühmliche Vergangenheit, griff man lieber nicht an. Die Öffentlichkeit biss sich ohnehin nur am „Fall Borodajkewycz“ fest. So sollte es bis zum Jahr 1999 dauern, bis der WU-Professor Peter Berger den ersten – und bis dato letzten – umfassenden Artikel über „Die Wiener Hochschule für Welthandel und ihre Professoren 1938–1945“ publizierte. Der ist freilich detailliert, genau, interessant geschrieben – und aufschlussreich obendrein. Er zeigt ein Klima des Verdrängens, Verleugnens, einen „Prozess des kollektiven Vergessens“, den auch Albert Müller in seiner Studie über die gesamte Universität Wien im Dritten Reich konstatierte, und der die „Welthandel“ bis weit in die 1960er Jahre prägte.

Der „Fall Borodajkewycz“

Am 31. März 1965 starb der 67-jährige ehemalige KZ-Häftling Ernst Kirchweger – auf einer

Demonstration gegen den damals an der Hochschule für Welthandel lehrenden Sozial- und Wirtschaftshistoriker Taras Borodajkewycz. Kirchweger wurde von einem rechtsradikalen Gegen-demonstranten namens Günter Kümel, Mitglied der später verbotenen Burschenschaft Olympia, so schwer attackiert, dass er zwei Tage später an den Folgen starb. Dann redeten alle plötzlich vom „Fall Borodajkewycz“.

Der Mann war wiederholte Male durch antisemitische Äußerungen und sein stolzes Bekenntnis zu seiner nationalsozialistischen Vergangenheit aufgefallen. 1962 hatte ein Student namens Ferdinand Lacina die Affäre ins Rollen gebracht. Er hatte mitgeschrieben, was Borodajkewycz so sagte in seinen Vorlesungen. Etwa, dass „das Römische Reich deshalb unterging, weil der römische Pflug nicht so weit in den Boden dringt wie der ger-

manische“. Lacinas Studienkollege und Freund Heinz Fischer veröffentlichte die Mitschriften Lacinas in der SPÖ-Zeitschrift „Zukunft“ und in der AZ im Rahmen eines Artikels über Rechtsradikalismus an den österreichischen Hochschulen. Borodajkewycz klagte Fischer, und der weigerte sich wiederum, seinen Informanten preiszugeben – Lacina war mit seinem Studium noch nicht fertig, er hatte Repressalien auf der „Welthandel“ zu befürchten. Fischer wurde in erster Instanz verurteilt – und erst Ende 1965, nach Lacinas Abschluss, gewann Fischer in letzter Instanz den Prozess.

Wenige Monate nach diesem Prozess wurde der Fall Borodajkewycz wieder akut. Auslöser war ein Artikel, den er für die deutsche Wochenzeitung „Das Parlament“ geschrieben hatte. Unter dem Titel „Gedanken zum 1. September 1939 und seine Folgen“ schrieb Borodajkewycz unter anderem: „Es ist nur ein Teil der gesamtdeutschen Katastrophe, dass wir deutschen Österreicher zum zweiten Mal innerhalb einer Generation das größere Vaterland verloren haben.“ SPÖ-Abgeordnete drängten daraufhin ÖVP-Unterrichtsminister Theodor Piffel-Percevic, gegen den Welthandel-Professor ein Disziplinarverfahren einzuleiten. Doch der zögerte, und Borodajkewycz nahm die Sache selbst und selbstherrlich in die Hand. In einer Pressekonferenz, die das Fernsehen in Ausschnitten sendete, bezeich-

Die frühere so genannte Welthandel



FOTO ©: Wirtschaftsuniversität Wien

nete er die österreichische Nation als „Geflunker“ und bekannte sich offen zu seiner NS-Vergangenheit: Der NSDAP sei er freiwillig beigetreten und dafür schäme er sich auch überhaupt nicht. Erst danach brach ein Sturm des Protestes los und der Geschichtspräsident war endlich Geschichte.

Lacina beschrieb 40 Jahre später gegenüber dem „Standard“ das geistige Klima an der „Welthandel“ als „sehr eindeutig ausgerichtet“: „Von autoritär bis faschistisch.“ Und er berichtete von Borodajkewycz’ „personellem Umfeld“, das ihm damals die Stange gehalten habe – junge, militante Gruppen, die daheim „Hakenkreuze auf den Christbaum gehängt“ hätten.

Problematisches geistiges Klima

Das „geistige“ Klima war vor allem vom damaligen Rektor Walter Heinrich geprägt, der einer der führenden Intellektuellen des Ständestaats gewesen war. Er hatte den „Korneuburger Eid“ verfasst. Heinrich verehrte das Gedankengut des Nationalökonomen, Soziologen und Philosophen Othmar Spann, des geistigen Wegbereiters des Ständestaats und Gegners von Rationalismus, Liberalismus, Materialismus und Marxismus. Lacina beschuldigte zudem den Uni-Professor Helfried Pfeifer, jenen Mann, der die juristische Fundamentierung des Anschlusses ausgearbeitet hatte, „im Hintergrund die Fäden gezogen“ zu haben – so lange, bis es zur Gewalteskalation und zum Tode Kirchwegers kam.

Was die „Säuberung“ des Personals der „Welthandel“ von Juden und politisch Missliebigen betrifft, kamen den Nazis „die Verhältnisse, die ihre Vorgänger geschaffen hatten, zweifellos entgegen“, schreibt Berger. Im Professorenkollegium der Hochschule (damals am Währinger Park) war schon während der ganzen Zwischenkriegszeit kein Jude vertreten gewesen, und die fünf Extraordinarii, die nach dem „Anschluss“ aus sonstigen Gründen beurlaubt und später entlassen oder pensioniert wur-

den, stellten nur einen relativ kleinen Prozentsatz der Lehrenden an der „Welthandel“ dar. Die „Ständestaatler“ hatten das Sagen – Leute wie Heinrich oder Richard Kerschagl, der gerne seine ständestaatlich opportune „Abstammung aus einem alten Kärntner Bauerngeschlecht“ betonte und sich nach dem Zweiten Weltkrieg sogar als „Widerstandskämpfer“ bezeichnete. Das begründete er damit, dass er, ebenso wie Heinrich, von den Nazis aus dem Dienst entfernt wurde. Tatsächlich gab es zum Zeitpunkt des „Anschlusses“ nur einen jüdischen Hochschulangestellten – den Kanzleileiter Fritz Grossmann, der sofort beurlaubt, wenig später gekündigt wurde.

Für jüdische Studierende wurde ein „Numerus clausus“ eingeführt, der zum De-facto-Ausschluss vom Studium führte – dabei hatten 1920 noch knapp 53 Prozent aller Hörer als Religionsbekenntnis „jüdisch“ angegeben. Der inhaltliche Schwerpunkt der Lehre wurde „bedingungslos in den Dienst der nationalsozialistischen Großraumpolitik gestellt“ (Berger) – in Form eines „Südosteuropa“-Schwerpunkts im Studienangebot und in dem Versuch des Nazi-Rektors Kurt Knoll, ein als „Amerikakunde-Institut“ getarntes Zentrum des deutschen Auslandsnachrichtendienstes einzurichten – ein Versuch, der übrigens scheiterte.

Einige der neuen fanatischen Nazi-Professoren – frühere Assistenten, die schon im Ständestaat „Illegale“ gewesen waren – „halben“, quasi nebenberuflich, tatkräftig bei der „Arisierung“ wichtiger Unternehmen mit. Etwa Ernst Hatheyer, der den Textilkonzern Bunzl & Biach „arisierete“, oder Max Stadler, der gar mit der „Betreuung eines Sektors der Entjudungen in der Ostmark beauftragt“ war, wie es in einem amtlichen Erläuterungsschreiben aus Berlin an den damaligen Rektor der „Welthandel“ hieß. Prorektor Karl Oberparleiter, den Zeitgenossen freilich nicht als „überzeugten Nazi“ bezeichneten, organisierte den einstmaligen roten Paradebetrieb „Ankerbrot“



FOTO ©: Wirtschaftsuniversität Wien

Kaum Initiativen zur Vergangenheitsbewältigungs-Arbeit an der Wirtschaftsuniversität Wien

neu – nachdem dieser so gründlich „arisiert“ worden war, dass niemand mehr aus dem Unternehmen übrig war, der es sonst hätte können.

Die anfängliche Begeisterung der österreichischen Nazis für die „großdeutsche Idee“ kühlte merkbar ab, als der Reichserziehungsminister ernsthaft erwog, die „Welthandel“ zu schließen – eigenständige „kulturelle Traditionen“, von denen die „Ostmark-Nazis“ träumten und die sie im ganzen „Reich“ zu verteilen trachteten, interessierten die Machthaber in Berlin wenig. Im Kriegsjahr 1943/44 brach gar ein ernsthafter Streit darüber aus, ob zu viele ausländische Studenten aus Ungarn und Tschechien das Südosteuropa-Studium frequentierten. So käme es zu einer „Vermischung“ mit der Ostmark-Bevölkerung, welche die Nazis sofort unterbinden wollten. Der Grund: Die Studenten berichteten in ihren Briefen nach Hause von „Missständen im Dritten Reich“ – und das gehe nicht an. Doch dieser Konflikt blieb unausgeräumt – im nächsten

Studienjahr, 1944/45, wurden sowieso alle Unis geschlossen.

Gleich nach dem Krieg, schreibt Berger, habe es so ausgesehen, als wollte die „Welthandel“ mit der beeindruckenden Zahl von 59 dienstsuspendierten Professoren, Dozenten und Lehrbeauftragten „einen klaren Schlussstrich unter die kompromittierende Episode des Nationalsozialismus“ ziehen. Damit war es, spätestens ab dem „Amnestiejahr“ 1948, vorbei, aber auch schon vorher ging man Kompromisse ein. Mit Franz Dörfel wurde im ersten Friedensjahr gegen den Protest der amerikanischen Besatzungsmacht ein Mann zum Rektor gewählt, der dies schon zu Zeiten Dollfuß’ und Schuschnigg gewesen war, später als Prorektor über den Anschluss hinaus gewirkt und immerhin eine provisorische Mitgliedsnummer der NSDAP gehabt hatte. Borodajkewycz erhielt die Lehrkanzel für Wirtschaftsgeschichte ausgerechnet in Nachfolge des prononcierten Nazi-Gegners Arnold Winkler – und Othmar Spanns

„Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre“, ein Werk, welches, laut Berger, „das universalistische Credo des Ständestaats untermauern half“, blieb noch bis in die 1970er Jahre für Hörer aller Studienrichtungen Pflichtlektüre.

All dies sowie die Verstrickungen zwischen autoritär denkenden „Ständestaatlern“ und Nazis böte Stoff genug für Studien, Artikel oder ganze Bücher. Dennoch befürchtet WU-Professor Berger, „dass mein Artikel aus 1999 der aktuellste zu diesem Thema ist“. Recherchen im Institut für Staatsgeschichte und auf der Zeitgeschichte scheinen seine Befürchtungen zu bestätigen. Die Forscherin Brigitte Lichtenberger-Fenz hat eine Erklärung für die mageren Publikationslage zur „Welthandel“: „Was wir an Vergangenheitsbewältigungs-Arbeit haben, ist zumeist auf die Initiative der Unis selbst zurückzuführen.“ Das sei hiermit wärmstens empfohlen.

WEB-TIPP:
www.wu-wien.ac.at

Das kleine Shtetl in der großen Stadt

Im Norden Londons lebt die ultra-orthodoxe Gemeinde von Stamford Hill.

VON AXEL REISERER

Es dauert keine 30 Minuten mit dem Autobus, um von der Londoner City nach Stamford Hill zu gelangen. Doch zugleich ist es eine Zeitreise in eine tief verborgene und ferne Welt. Sie führt von den gleißenden Bürotürmen der wichtigsten Finanzmetropole Europas mitten hinein in ein jiddisches Shtetl.

Ein Shtetl mit Männern mit Kaftanröcken, Schläfenlocken, Kippa und Tefillin. Ein Shtetl mit Frauen mit langen dunkelblauen Röcken, bedecktem Kopf und stets gesenktem Blick. Ein Shtetl mit Kindern, die streng nach Mädchen und Buben getrennt erzogen werden. Ein Shtetl, wo zum Morgengebet die Männer sagen: „Gepriesen seist Du, Herr, unser Gott, König des Universums, der mich nicht als Frau geschaffen hat.“ Und die Frauen sagen: „Gepriesen seist Du, Herr, unser Gott, König des Universums, der mich nach seinem Willen geschaffen hat.“

Die Zeit scheint stehen geblieben zu sein in Stamford Hill, und

der Besucher müsste sich nicht wundern, würden plötzlich Manès Sperbers „Wasserträger Gottes“ irgendwo um die Ecke biegen. Die Straßen sind nur unwesentlich besser als in einem polnischen Shtetl des 18. Jahrhunderts (das sind sie freilich im Nordlondoner Bezirk Hackney, zu dem Stamford Hill gehört, nirgends), von wo die ersten Einwanderer Ende der 1890er Jahre hierher kamen. Dafür wurden die Pferdefuhrwerke durch Volvos ersetzt.

„Volvo City“

Alte Kombi-Modelle der schwedischen Automarke sind so allgegenwärtig, dass eine Dokumentation des britischen Senders Channel 4 über die ultra-orthodoxen Bewohner von Stamford Hill den Titel „Volvo City“ trug. Für die Beliebtheit dieser Autos gibt es mehrere Gründe. Mancher Bewohner räumt ein, dass manche Fahrer so intensiv mit Glaubensfragen beschäftigt seien, dass sie nicht zu den allerbes-

ten Autofahrern gehören. Andere sehen die an Leichtpanzer erinnernden Kombis als Zeichen für die Abschließung der Gemeinde von der äußeren Welt.

Zvi Passauer, dessen Name hier auf seinen Wunsch geändert wurde und der seit mehr als 30 Jahren an der Lubawitscher Schule Buben Hebräisch beibringt, hat freilich noch eine Menge anderer Erklärungen: „Erstens sind die Autos gebraucht verdammt billig und sehr zuverlässig, und niemand hier würde ein neues Auto kaufen. Selbst wenn man es sich leisten kann, würde man das als geschmacklos ansehen. Zweitens haben die meisten hier sehr große Familien, da brauchen sie einen Kombi. Und drittens ist der Volvo-Kombi das einzige Modell, in dem ein gläubiger Jude seinen Hut auflassen kann.“

Seine Schule ist eine von dutzenden, die in Stamford Hill das Wissen und den Glauben an die nächste Generation weitergeben. „Wir sind



FOTO ©: Axel Reiserer

Orthodoxes Leben in Stamford Hill: Bücher und Volvos sind allgegenwärtige Begleiter



Garantiert koschere Lebensmittel gibt es in diesem Supermarkt in Stamford Hill

das Volk Gottes, und wir sind ein Volk des Buches, das heißt des Lernens“, sagt er. 140 Buben im Alter zwischen fünf und 13 Jahren besuchen seine Schule, der Vormittag dient den weltlichen, der Nachmittag den religiösen Studien. Wie man in einer sekulären Gesellschaft und einer so schreiend lauten Stadt wie London den orthodoxen Glauben bewahren kann? Passauer: „Durch das Studium der Thora.“

Genau dem widmen sich viele männliche Bewohner von Stamford Hill ihr Leben lang. Die Folge ist eine vergleichsweise niedrige Erwerbsquote: Nach der einzigen soziologischen Untersuchung der Gemeinde aus dem Jahr 2002 gehen nur 22 Prozent der Erwachsenen einer bezahlten Vollzeitbeschäftigung nach. Die Gemeinde sorgt für jene, die ihr Leben den Studien widmen. Mehr als 70 Synagogen gibt es, zum Teil in Privathäusern, und zwischen ihnen bestehen zum Teil ernste Rivalitäten. Die Kehrseite dieser radikalen Abwendung vom welt-

lichen Leben ist, dass mehr als 50 Prozent der Bevölkerung von Stamford Hill in Armut leben.

Zukunft in einer Satellitenstadt

Das wird durch den enormen Kinderreichtum noch verstärkt. Die jüdische Bevölkerung in Stamford Hill wuchs von rund 7.000 in den 1980er Jahren auf derzeit etwa 25.000. Die Folge ist enorme Raumknappheit, seit Jahren plant ein Teil der Juden von Stamford Hill die Übersiedlung nach Milton Keynes, einer Satellitenstadt rund 100 Meilen von London. 300 Familien wollen angeblich 2007 in ein Vorzeigeprojekt ziehen. Andere sind nicht überzeugt. „Ein Jude gehört in die Stadt“, sagt Abraham Pinter von der Union of Orthodox Hebrew Congregations.

Auf jede Familie kommen derzeit statistisch durchschnittlich sieben Kinder. „Dass wir unser Leben an Kinder und Enkelkinder weitergeben können, bedeutet, dass Hitler nicht gewonnen hat“, sagt Yaakov Wise, dessen Familie aus Ungarn

und Rumänien stammt und dessen Mutter dem Holocaust entkam. „Alle ihre Verwandten wurden ermordet.“ Während wir sprechen, sitzt er mit drei Kindern im Auto und wartet auf eine weitere Tochter, die er von der Schule abholt. Dann erwähnt er noch zwei erwachsene Kinder, die in Israel leben. „Sie haben also sechs Kinder? Gratuliere.“ – „Aber woher denn!“, lautet die empörte Antwort, „Ich habe elf Kinder.“

Für diese in erster Linie zuständig ist seine Frau, so wie es alle Frauen der ultra-orthodoxen Gemeinde sind. Ihre Aufgaben liegen ganz im häuslichen Bereich: Geburt, Kindererziehung, Haushalt. Selbstständigkeit und Berufstätigkeit sind nicht vorgesehen. Selbst den Familien-Volvo lenkt der Mann, während die Frau hinten zu sitzen hat.

In ihrem brillanten Roman „Disobedience“ schildert Naomi Alderman*), die selbst aus einer orthodoxen Familie stammt, die Schwierigkeiten, mit den rigiden Strukturen der Gemeinde umzu-

*) Naomi Alderman: „Disobedience“, 272 Seiten, Viking Press, London 2006

gehen – insbesondere, wenn sich jemand den Vorgaben nicht unterwerfen will. Das im Frühjahr erschienene und mit dem renommierten Orange Prize ausgezeichnete Buch schildert die Rückkehr einer Frau, die von dem als oppressiv empfundenen Hintergrund nach New York geflüchtet ist, zum Begräbnis ihres Vaters, eines hochverehrten Rabbis, und die Konfrontation mit ihrer früheren Geliebten.

Britischer als die Briten

Das Buch ist die erste Schilderung aus dem Innenleben der strenggläubigen jüdischen Gemeinde in Großbritannien seit George Eliots „Daniel Deronda“ aus dem Jahr 1876. Lesbische Liebe, der Abfall der Tochter eines Rabbis von der orthodoxen Tradition (nicht unbedingt vom Glauben, das macht die Autorin im Buch, aber auch im Gespräch sehr klar), das Infragestellen des gesamten Zusammenhalts der Gemeinschaft – all das löste einen ziemlichen Skandal aus. Freilich einen, über den niemand offen spricht: „Angeblich kursiert ein mittlerweile von Eselsohren und Flecken übersätes Exemplar meines Buches in der Gemeinde“, sagt sie. „Aber mich hat hier niemand offen auf irgendwas angesprochen. In gewisser Hinsicht sind wir längst britischer geworden als die Briten.“

Zusammenstehen und schweigen ist auch bei anderen Ereignissen, die der Gemeinschaft ins Mark gehen, die vorherrschende Reaktion. Als vor Jahren der Sohn des Oberhauptes der Sasser Chassiden mit 70 Millionen Pfund, die er gutgläubigen Menschen mit dem Versprechen auf gewinnbringende Investitionen abgenommen hatte, über alle Berge verschwand, weigerten sich die Opfer, die Behörden einzuschalten. Noch größer war die Aufregung kürzlich, als eine Familie es wagte, den sexuellen Missbrauch ihrer fünfjährigen Tochter bei der Polizei anzuzeigen. Vor dem Haus der betroffenen Familie sammelten sich Hunderte und schrien: „Moisser“ (jiddisch für Verräter) – Männer und Frauen streng getrennt.

Dass jemand aus dem Leben auf Stamford Hill ausbrechen könn-

te oder auch nur wollte, wie es Alderman beschreibt, bestreitet Eli Landau vehement. Der 24-Jährige ist Englischlehrer an der Talmud Torah Bobov Schule neben der prachtvollen New Synagogue in der Egerton Road. 250 Buben werden hier unterrichtet – in Jiddisch, jener Sprache, die Rabbi Shlomo Halberstam sprach, der im galizischen Bobowa in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum Begründer dieser Gruppe innerhalb der chassidischen Bewegung wurde.

»Wir besuchen die Schule, wir heiraten, wir haben Kinder und wir studieren die Thora.«

Nachdem er zuerst meint, er spräche eigentlich kein Englisch, um den Besucher loszuwerden, dann aber erzählt, dass er Englischlehrer ist, reagiert Eli mit großem Erstaunen auf die Frage, was mit Schülern passiert, die nach Abschluss der Grundschule an eine höhere Schule und danach vielleicht sogar an eine britische Universität gehen wollen. „Ich verstehe diese Frage nicht. So etwas kommt bei uns nicht vor. Wir besuchen die Schule, wir heiraten, wir haben Kinder und wir studieren die Thora.“ – „Und es gibt keine Aussteiger?“ – „Nein.“ – „Und es erliegt niemand den Verlockungen der Stadt, und niemand wird durch Fernsehen oder andere Medien verführt?“ – „Wir haben kein Fernsehen, wir gehen nicht in die Stadt, wir lesen keine Zeitungen. Vielleicht

täglich eine halbe Stunde Nachrichten im Radio hören, das ist in Ordnung. Aber wer hier einen Fernsehapparat hätte, der würde völlig verachtet werden. Das ist doch alles nur Schmutz und bedeutungsloses Zeug.“

Kein Fernsehen

Tatsächlich wird man in Stamford Hill an (fast) jedem Haus eine Mesusa, nirgendwo aber eine Fernsehantenne, ganz zu schweigen von einem Satellitenempfänger, finden. (Dafür hat praktisch jeder Mann ein Handy am Ohr, aber keine einzige Frau.) Ebenso ist es vielleicht die einzige Gegend Londons ohne Kinos, Restaurants, Bars und Pubs. Und anstelle der sonst unausweichlichen Supermärkte bäckt auf der Highstreet Grodzinski Brot unter Aufsicht eines Rabbis, passt Zilberman Brillen an und gibt es bei „Taste of Carmel“ koscheren Hering in Zwiebel und Rahm.

Eli ist zugleich aber auch einer der wenigen, die bereit sind, über eine Zunahme antisemitischer Attacken zu sprechen, während die meisten darüber lieber schweigen. Stamford Hill grenzt an Gebiete mit starker moslemischer und karibischer Bevölkerung. Nach Angaben der Wohltätigkeitsorganisation Community Safety Trust stieg die Zahl antisemitischer Vorfälle in Großbritannien von 2004 bis 2005 um mehr als 42 Prozent auf über 400. Neben der Grabschändungen und ande-

Das beliebteste Fahrzeug in Stamford Hill: der Volvo-Kombi





FOTO ©: Axel Reiserer

Unbeschwertes Kinderlachen: Jeder Bub holt einen Freund und so entsteht im Nu ein Gruppenfoto

ren Vandalenakten gehörten auch offene Tötlichkeiten dazu. Eli: „Natürlich ist mir das auch schon passiert. Irgendeiner beschimpft dich, einfach weil du ein Jude bist. Ein Jude ist das perfekte Opfer. Wir kämpfen nicht, wir ballen höchstens die Faust im Hosensack.“

Seine Schüler, die während der Unterhaltung im Hof Ball gespielt haben, können das Ende des Gesprächs kaum abwarten. Der große Fotoapparat des Besuchers hat sie in den Bann gezogen. Viele Gesprächspartner wollten unter keinen Umständen fotografiert werden. Roy Ackerman, der Produzent von „Volvo City“, berichtete, dass

er vier Jahre brauchte, ehe er genug Vertrauen gewonnen hatte, um seinen Film drehen zu können. Die Kinder hingegen können kaum warten: „Und wenn mein Foto veröffentlicht wird, werde ich dann ein Star?“, fragen sie. „Ja, wenn du still hältst, dann wirst du damit sicher berühmt.“ – „Dann muss ich aber noch meinen Freund dazuholen.“ So entsteht in Windeseile ein Gruppenfoto.

Es sind erst die Kinder, die eine Ahnung davon vermitteln, was dem Besucher in dieser fremden Welt alles verborgen bleibt. Sie lachen und balgen sich, das Gewicht der Welt lastet noch nicht auf ihnen.

Für Chassidim gilt der Auftrag: „Es ist ein Gebot von entscheidender Wichtigkeit, immer fröhlich zu sein.“ Für uns andere aber gilt das Talmud-Wort: „Es ist dir nicht gegeben, die Aufgabe zu vollenden; doch ebenso wenig steht es dir zu, davon abzulassen.“



Axel Reiserer ist Korrespondent der Tageszeitung „Die Presse“ in London.

Der Goldzug

Eine Neuerscheinung des Czernin Verlags zeichnet die Geschichte eines Transports nach, der noch kurz vor Zusammenbrechen des NS-Regimes Raubgut nach Deutschland bringen sollte. Nicht nur Nazis, auch die US-Armee machte sich hier die Hände schmutzig.

VON KATJA SINDEMANN

Das Buch ist atemberaubend in seiner nüchtern vorgetragenen Diktion. Im März 1945 startete an der österreichisch-ungarischen Grenze ein Güterzug mit 46 Waggons, von denen 24 mit Raubgut gefüllt waren. Der Großteil war ungarischen Juden per Dekret April 1944 von einem Sonderkommando unter Adolf Eichmann gestohlen worden. Als die Rote Armee näher rückte, beschloss das Nazi-treue Pfeilkreuzler-Regime, die Besitztümer zur „sicheren Unterbringung“ nach Deutschland zu transportieren.

Der Zug war beladen mit Kisten voll Gold, Silber, Juwelen, Schmuck, Münzen, Bargeld, Geschirr, Gemälden, Teppichen, Porzellan, Pelzen, Sakralgegenständen, Uhren, Briefmarken etc. Trotz einer Reihe von Pannen erreichte der Zug schließlich Hopfgarten in Tirol. Dort wurde ein Teil der Kisten von einem Pfeilkreuzler abgezweigt. Der „Goldzug“ fuhr weiter nach Bad Gastein, wo er zunächst im Tauerntunnel versteckt wurde. Der antifaschistische Zugbegleiter László Avar übergab die Waggons schließlich am 16. Mai in Werfen der US-Armee. Der Zuginhalt wurde in einer Kaserne in Salzburg gelagert. Bald schmückten amerikanische Offiziere ihre Büros und Häuser mit Schätzen aus dem Goldzug.

Ende 1945 wollte Gideon Rafael von der Jewish Agency das Lager besich-

tigen. Die US-Armee verweigerte ihm den Zutritt. Der Wert des Zuginhalts wurde damals von amerikanischen Behörden auf 150 Millionen geschätzt, jüdische Organisationen bewerten ihn heute mit 350 Millionen Dollar. Offiziere, die sich gegen die unberechtigten Zugriffe verwehrt, wurden von ihren Posten abgezogen. Als im Frühjahr 1946 die Jewish Agency das Lager besuchte, waren von den 24 Waggons nur mehr 16 vorhanden. Die Amerikaner beschlossen dann, die Fracht dem Internationalen Flüchtlingskomitee zu übergeben.

Inzwischen erhob die Oesterreichische Nationalbank Anspruch auf entzogenes Gold, darunter 13,5 Kilo aus dem ungarischen Zug. 1947 übergab der amerikanische General Keyes dem österreichischen Bundeskanzler Leopold Figl Gold im Wert von 4,7 Millionen Dollar. In der Folge verschwanden weitere Gemälde, Teppiche, Pelze, Sakralgegenstände. Der Rest der Fracht wurde in Frankfurt bzw. New York versteigert. Der Erlös blieb mit 2,2 Millionen weit unter dem Wert der gestohlenen Gegenstände.

1998 setzte Bill Clinton die „Presidential Commission on Holocaust Assets“ ein, die u.a. den Verbleib der Schätze des „Goldzugs“ klären sollte. Der Endbericht umfasste gerade einmal vier Seiten und war wenig erhellend. Daraufhin

reichten 33 ungarische Holocaust-Überlebende Klage ein. 2005 kam es zum Vergleich: Die US-Regierung zahlte 25 Millionen Dollar für Sozialhilfeprojekte zugunsten ungarisch-jüdischer NS-Opfer.

Das Buch erschüttert mit seinem unpräzisen Bericht, und zeigt eindrücklich, wie viele Hände sich an dem geraubten Gut bereichert haben. An manchen Stellen schimmert die grausige Realität durch: Die Kisten enthielten tausende Eheringe mit braunen Flecken – sie waren vermutlich mit den Fingern abgetrennt worden. Unter den Goldzähnen fanden sich zahlreiche natürliche Zähne, die mit Gewalt entfernt worden waren.

WEB-TIPPS:

<http://www.hungariangoldtrain.org>
<http://www.pcha.gov/goldtrainfinalto-convert.html>

Sabine Stehrer:
„Der Goldzug“, Czernin Verlag, Wien 2006, 180 Seiten, 21,80 Euro, ISBN 3-7076-0064-5



© Czernin Verlag

Ledig, jung, jüdisch

Das Internet hat den jüdischen Heiratsmarkt revolutioniert. Aber was können die zahlreichen Singlebörsen und Singlereisen für Jüdinnen und Juden tatsächlich? NU hat das Angebot getestet.

VON NINA HORACZEK

Der erste Treffer – ein absoluter Reinfall: Weiblich, jung, kultiviert sucht einen einfühlsamen, herzeigbaren und gebildeten Romeo unter vierzig. Und wen sucht der Computer aus? Typ eins: „Depredador“ aus Tultitlan/Mexico mit einem Aussehen, das jedes Casting zum Drogengang-Boss gewinnen würde. Typ zwei: Dodgy aus Schottland, der ein Preisboxer sein könnte. Aber zumindest lernt man auf „Jewish Love“ (www.jlove.com), der Seite mit dem Motto „Make your mother happy – join now!“, sich auf die inneren Werte zu konzentrieren.

Von „Jewish Quality Singles“ (www.jqs.com) bis zu „Jewish Singles with special Needs“ (www.jswn.org) ist im Netz für jeden jüdischen Geschmack etwas zu finden. Neben den traditionellen „Matchmakern“, den Kupplern, die ebenfalls schon im World Wide Web aktiv sind (siehe unter anderem www.mitmazel.com) gibt es mittlerweile ein fast unüberschaubares Angebot an jüdischen Singlebörsen im Internet.

Sie unterscheiden sich allerdings – außer dass man beim Lieblingsessen neben Fastfood auch Kosher angeben kann – so gut wie gar nicht von nicht-jüdischen. Und wieso sollten sie auch? Auch hier gibt's die Coolen, die meinen, ein einziges Mail mit den Worten „I love ya“ ohne „Hallo“ und „Wie geht's?“ reicht aus, um sich eine Wienerin aufzureißen.

»Make your mother happy – join now!«

Einzig die Männer- und Frauenquote scheint ausgewogener als auf „normalen“ Internet-Singlemärkten, wo die Männer chronisch in der absoluten Überzahl sind. „Wer in der Diaspora lebt und noch dazu in so einer kleinen Gemeinde wie in Wien, der muss sich einfach herausbewegen, wenn er einen jüdischen Partner finden will“, meint die Wienerin T., die selbst über verschiedene Singlebörsen ihren Juden fürs Leben gesucht hat. „Und die

Leute hier sagen auch ganz ungeübert, ich fliege nach New York, und allen ist klar, sie fahren dorthin, weil dort ein anderer Pool ist und sich die Chancen, jemanden Netten kennen zu lernen, erhöhen.“

Vorselektion

Wer nicht gleich zum Blinddate in den Flieger steigen will, für den gibt es im Internet genug Möglichkeiten, vorzuselektieren. Und da kann man ja gleich hierzulande beginnen. Auf www.jewishmingle.com finden sich gleich beim ersten Versuch ganze 19 Männer im heiratsfähigen Alter, auch wenn davon nur ein, zwei Mutige ihr Bildchen ins Netz stellen. Bei Frauen steigen die Chancen, wenn sie, was die Religion betrifft, ihr Kreuzchen bei „säkular“ machen. Da gibt es dann gleich Einladungen quer durch Europa und in die USA.

Für eine orthodoxe Heiratswillige aus Wien fand sich binnen zehn Tagen hingegen nur ein einsamer



Jüdische Singles suchen weltweit im Netz nach einem Partner

Spanier – und der ist wirklich nicht weiterzuempfehlen. Nach dem ersten „Ich dachte schon, ich finde nie eine orthodoxe Frau im Netz“-Mail, meldete sich der Verzweifelte schon zehn Minuten später in Stalking-Manier wieder. Diesmal mit einem grantigen: „Nur weil du keinen Mitgliedsbeitrag zahlst und Test-Userin bist, kannst du wenigstens mein Mail beantworten!“ Nein, Danke.

Freundlicher geht es auf „Jewish Date“ (www.jdate.com) zu. Mehr als 20.000 User gleichzeitig online sind hier keine Seltenheit. Wer auf JDate seinen Prinzen finden will, sollte aber nicht unter Flugangst leiden – das Angebot ist auf die USA, Kanada, Frankreich und Großbritannien beschränkt. Dafür hat JDate auch das eigene Magazin „Jmag“, in dem sich jüdische Singles über jüdisches Singlesein auslassen können und es bietet sogar Single-Partys an, etwa „JDate and the City“ in London. Dass hier der erste Treffer das einsame Herz mit den Worten „I'm a psychopathic lunatic who after one date will stalk you“ begrüßt, kann man bei so vielen Extra-Angeboten verzeihen. Und wer hat schon beim ersten Mal die Liebe fürs Leben gefunden? „Auf

Seiten wie JDate kann man wenigstens an der Qualität der E-Mails gleich erkennen, wie daneben die Leute sind“, meint Singlebörsen-Userin T. pragmatisch. Auch der Anteil an österreichischen Postern ist hier, ähnlich wie auf <http://jewishfriendfinder.com>, nicht so schlecht.

Wer im Internet sein jüdisches Liebesglück sucht, muss ein wenig in die Brieftasche greifen. Drei Monate Partnersuche kostet zum Beispiel auf www.jewishcafe.com zwischen 40 und 50 Dollar, dafür füllt – falls sich kein passender Mann finden sollte – der jewishcafe-Administrator regelmäßig mit „The Jewish Café misses you“-Nachrichten die eigene Mailbox.

Single-Treffs

Oder man zahlt gleich mehr für einen Flirturlaub. Der wird mittlerweile vom tiefsten Alaska bis rund ums Mittelmeer angeboten. Eine der Pionierinnen in dieser Verkuppelbranche ist die nach London ausgewanderte Wiener Jüdin Dana Teichner-Preiss, die gemeinsam mit ihrer in Israel lebenden Geschäftspartnerin Ariela Glueck seit Jahren Single-

Sommerurlaube und -Bälle organisiert. Begonnen hat alles 1999, als Teichner-Preiss und Glueck in Wien eine Party für Freunde organisieren wollten. „Herausgekommen ist ein riesiger jüdischer Ball mit 1.500 Teilnehmern in der Hofburg“, erinnert sich die Mitbesitzerin von www.absolute-events.com. Und weil nach dem ersten Event in Wien die Nachfrage rasant stieg, organisieren die beiden seitdem jeden Juli eine Urlaubswoche für jüdische Liebeswillige unter 40 Jahren und jeden Winter einen jüdischen Ball in einer anderen europäischen Metropole.

Das Flirten am Meer gibt es für Frühbucher ab 750 Euro für eine Woche im Fünfsternhotel in am Meer gelegenen Partymetropolen samt koscherem Essen, Beachpartys, Sicherheitsdienst – aber exklusive Flug. Dass in den vergangenen Jahren so manche Begegnung auf einem Absolute-Event-Urlaub mit Hochzeit und Kindern endete, führt Teichner-Preiss auf ein simples Konzept zurück: „Wir kuppeln nicht, bei uns muss niemand irgendwelche Partnerspiele machen.“ Die österreichischen Juden scheint das trotzdem noch nicht überzeugt zu haben, im Gegensatz zu den Briten, Franzosen und Amerikanern trauen sich nur wenige an den Single-Strand. „Es scheint sich hierzulande noch nicht herumgesprochen zu haben, dass Single-Events cool sein können“, meint Teichner-Preiss.

Kühl und deswegen quasi prädestiniert zum Kuscheln ist es auf www.jsinglescruise.com, wo man auf dem Boot in Alaska und vielen anderen Destinationen nach hübschen jüdischen Singles Ausschau halten kann. Noch mehr Reisen samt koscherem Essen und alleinstehenden Männern und Frauen gibt es auf <http://www.kosherica.com>.

Übrigens: Singlebörsen-Testerin T. hat ihren Juden fürs Leben nach Single-such-Mails quer durch Europa und Blinddates in New York schlussendlich doch in Wien gefunden. Auf einer stinknormalen Sommerparty ganz ohne Internet und Kupplerin.

Geschichte sichtbar gemacht

Paul Sternfeld, geboren 1919 in Wien, 1939 in die USA ausgewandert, war Anfang August zum vierten Mal seit seiner Vertreibung auf Wien-Besuch. Die erste Reise in die alte Heimat 1965 habe noch sehr „gemischte“ Gefühle ausgelöst, erzählte Sternfeld im Gespräch mit NU. Heute freue er sich einfach, wieder einmal in Wien zu sein.

VON ALEXIA WEISS

Bei diesem Wien-Besuch ist auch alles ein bisschen anders. Denn Paul Sternfeld und seine Frau Edith sind auf Einladung der Grünen (sowie mit Unterstützung des Jewish Welcome Service) nach Österreich geflogen. In der Oppositionspartei kam in den vergangenen Monaten der Verdacht auf, dass die Parteizentrale in der Lindengasse in einem ehemals „arisierten“ Haus untergebracht ist, und man beauftragte die Historikerin Tina Walzer mit einer genaueren Recherche. Der Verdacht bestätigte sich – mit einer kleinen Ausstellung zur Geschichte des „Grünen Hauses“ sowie einer Gedenktafel wollen die Grünen nun Geschichte sichtbar machen, wie Albert Steinhauser, der Landessprecher der Wiener Grünen, bei der Enthüllung der Tafel betonte.

Das 1857 erbaute Haus Lindengasse 40 wurde 1936 von Albert Pollak, Generaldirektor der Allgemeinen Wollhandels-AG, erworben. Das Haus war eine von vier Immo-

bilien, die der unverheiratete Kunstsammler besaß, neben dem Haus in Neubau zwei weitere Zinshäuser sowie eine Villa in der Hinterbrühl. Mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten verlor Pollak nicht nur seine Immobilien, sondern auch seine Kunstsammlung. Der klassische Enteignungsvorgang erfolgte über die Vermögensanmeldung, die Begleichung der Reichsfluchtsteuer sowie schließlich 1940 mit der Einziehung des Vermögens durch die Gestapo, die Pollak „volks- und staatsfeindliche Bestrebungen“ vorwarf. Damit war die gänzliche Enteignung besiegelt. Pollak gelang es, nach Holland zu emigrieren, wo er 1943 65-jährig unter nicht bekannten Umständen starb.

Auch die Versuche der Familie Pollaks (Albert Pollak hatte zwar keine Kinder, wohl jedoch vier Geschwister. Zwei Schwestern, ein Bruder sowie eine Nichte und ein Neffe überlebten die Shoah),

Rückstellungsansprüche geltend zu machen, sind ein weiteres Musterbeispiel für den Umgang des Nachkriegs-Österreich mit Restitutions-Forderungen. Zwar erkannte die Finanzlandesdirektion bereits 1947 den Anspruch auf Rückstellung des entzogenen Vermögens als gerechtfertigt an. Doch Wien erhob Einspruch und der Bescheid wurde aufgehoben. Die Begründung: Die Reichsfluchtsteuer sei „keine diskriminierende Abgabe“ gewesen – schließlich sei sie „jedem auferlegt worden, der das Reich verließ“. Die Familie musste also ein neues Verfahren vor der Rückstellungskommission des Landesgerichts für Zivilrechtssachen Wien anstrengen. Das Verfahren endete 1948 mit einem Vergleich, die Immobilien wurden rückgestellt, zwei Jahre später das Haus Lindengasse 40 verkauft. Heute ist die Immobilie im Besitz der Uniqa Versicherung, die Grünen sind seit 1992 Mieter.



FOTO ©: Norbert Novak

Gedenktafel am „Grünen Haus“

Verfahren zur Rückstellung von Kunstobjekten noch anhängig

In Sachen Kunstsammlung machte die Familie noch schlechtere Erfahrungen. Einerseits blieb ein Teil der Objekte nach 1945 verschwunden und konnte daher nicht zurückgestellt werden. Andere Kunstgegenstände wiederum mussten die Erben Museen schenken, um die Bewilligung zur Ausfuhr der rückgestellten Kunstwerke aus Österreich zu erlangen – unter den in Österreich verbliebenen Objekten befand sich auch ein Gemälde von Rudolf von Alt („Landhaushof in Graz“). Verfahren zur Rückstellung dieser Objekte nach dem Kunstrestitutionsgesetz von 1998 sind immer noch anhängig.

Paul Sternfeld, der heute in Chicago lebt, ist der nächste noch lebende Verwandte Albert Pollaks, den die Grünen mit Hilfe der Anlaufstelle der Israelitischen Kultusgemeinde ausfindig machen konnten. Sternfeld, obwohl weit jenseits der 80 Jahre äußerst rüstig und lebensfroh, zeigte sich bei der Gedenkfeier, der u.a. auch der israelische Botschafter in Österreich, Dan Ashbel, beiwohnte, angesichts des Engagements der Grünen sichtlich gerührt. Und: Verbitterung will bei ihm trotz des noch anhängigen Restitutionsverfahrens so gar keine aufkommen.

Er habe Glück gehabt, sagt Sternfeld. Sein Bruder, der als Arzt als erster aus der engeren Familie ein

Affidavit für die Einreise in die USA bekam, seine Eltern und er selbst hätten Wien rechtzeitig verlassen können. Den 9. November 1938 habe er überlebt, weil der Hauswart, der Mitglied der SA gewesen sei, ihn an diesem Abend in seine Wohnung eingeladen habe.

Gehsteig schrubben und Kohle schaufeln

Doch auch Sternfeld, der immer noch ausgezeichnet Deutsch spricht, wenn auch mit amerikanischem Akzent, hat bis zu seiner Ausreise 1939 nicht nur schützende Hände über seiner Existenz gespürt. „Natürlich mussten auch wir den Gehsteig mit Zahnbürsten säubern, Kohle schaufeln, Holz hacken.“ Seinen Arbeitsplatz habe er sofort nach dem „Anschluss“ verloren, der Betrieb wurde gesperrt. An Herrn Kollmann, seinen damaligen Arbeitgeber, erinnere heute eine Tafel im Stadttempel, so Sternfeld. Und auch sein Vater, der am Salzgries einen Textilhandel betrieb, wurde gezwungen, seine Firma aufzugeben.

Das Affidavit, um in die USA auszuwandern zu können, verdankte Sternfeld übrigens der Hakoah. Und zwar natürlich nicht der Wiener Hakoah, der Sternfeld auch nicht angehörte, sondern jener in Chicago. Der dortige Fußballklub verbürgte sich für den Hobby-Kicker. Sternfeld dankte seiner neuen Heimat u.a. mit dem Dienst in der Armee. Ab 1943 kämpfte er in Nordafrika sowie Italien. 1946 beendete er seine Soldaten-Laufbahn.

Paul Sternfeld auf Einladung der Grünen in Wien: „Ich habe Glück gehabt.“



FOTO ©: Norbert Novak

Sternfeld, der in Wien eine technische Ausbildung absolviert hatte, arbeitete in den USA vor seiner Pensionierung zwanzig Jahre lang in einer Spielzeugfabrik, zuletzt als Betriebsleiter.

Seine jetzige Frau Edith, sie stammt aus dem deutschen Solingen, heiratete Sternfeld vor 28 Jahren. Die beiden kannten einander seit den 1940er Jahren in der USA, damals beide noch mit anderen Partnern verheiratet. Insgesamt vier Einwanderer-Ehepaare bildeten über Jahrzehnte eine fröhliche Runde, bis sowohl Pauls Frau als auch Ediths Mann verstarben. Heute sind sie vor allem damit beschäftigt, ihre insgesamt sieben Kinder sowie 14 Enkelkinder, die in den USA verstreut leben, zu besuchen. Und den Winter verbringt das Ehepaar Sternfeld jedes Jahr in Florida.

Dieses Jahr gönnten sich die beiden auch eine Sommerfrische. Nach dem Wien-Aufenthalt mit der Enthüllung der Gedenktafel am Grünen Haus brachen die Sternfelds nach Bad Gastein auf.

Paul Sternfeld hat seinen Vorfahren Albert Pollak übrigens nie persönlich kennen gelernt, dafür aber umso besser in Erzählungen von dessen Nichte Stella, die nach London emigrieren konnte. Auch Stellas Schicksal gleicht dem vieler anderer Emigranten. Sternfeld: „In Wien war sie eine Society-Dame, nach London kam sie als domestic.“

Für eine solche Arbeit braucht man einen guten Magen

Auch in ländlichen Gefilden wagen sich Historiker inzwischen an örtliche NS-Aufarbeitungsversuche heran. Deren Perspektiven liegen zwischen Scheitern und Zittern, zeigt ein Vergleich der Projekte in den beiden Waldviertler Orten Hadersdorf und Droß.

VON IRENE BRICKNER

„Die Gschicht ist doch seit Monaten erledigt“, wundert sich der Mann am Telefon im Hadersdorfer Rathaus. In der Welt der realen Dinge entspricht diese Aussage der Wahrheit: Im Ortsbild der 1.976-Einwohner-Gemeinde am Unterlauf des Kamps befindet sich nach wie vor kein Gedenkweg.

Auch ist immer noch keine zentral angebrachte Gedenktafel an die 61 politischen Gefangenen, die in den letzten Tagen der Hitlerherrschaft an der Friedhofsmauer von lokalen Nazi-Anhängern und einer Gruppe SSler erschossen worden sind, vorhanden. Die Exekutierten waren nur Stunden früher aus dem Gefängnis Krems-Stein entlassen worden: Griechen, Jugoslawen, österreichische Nazi-Gegner sowie eine Reihe Unbekannter.

Ebenso ist der Kreidestaub schon lange den Kamp hinuntergeflossen, der vergangenen April von der Feuerwehrjugend im Auftrag von Bürgermeister Bernd Toms

(VP) weggespritzt worden war: Mitglieder des von der Tochter eines Erschossenen gegründeten Vereins Gedenkstätte Hadersdorf hatten die Namen der Opfer aus Protest über die Entfernung einer von ihnen angefertigten provisorischen Gedenktafel aufs Pflaster geschrieben.

Toms hatte die Spritzerei damals mit notwendiger Säuberung der Straßen in Hinblick auf den bevorstehenden Palmumzug begründet. Die Pflasterwaschaktion mit ihrem historischen Zitat-Charakter hatte Proteste und harsche mediale Reaktionen zur Folge gehabt. Für eine Stellungnahme zum jetzigen Zeitpunkt war der Ortschef nicht erreichbar.

Der Konflikt geht weiter

Inzwischen sind die lauten Stimmen verklungen, doch im Stillen – hinter den Fassaden der Gemeinde – schwelt der Konflikt weiter: Nachkommen der Opfer und der

Täter leben nach wie vor im Ort und die provisorische Gedenktafel steht seit ihrer Abmontierung durch die Gemeinde im Feuerwehrhaus. Vor wenigen Wochen forderte das Rathaus den Verein schriftlich auf, die Tafel abzuholen. Widrigenfalls werde man sie per Spedition zustellen – und dafür, ebenso wie für ihre Lagerung, Geld verlangen.

Also wird der Verein die Tafel wohl der Gemeinde schenken, sagt Robert Streibel, der sich seit Mitte der 1990er Jahre beim Hadersdorfer NS-Aufarbeitungsversuch engagiert. In den Jahrzehnten davor hatte sich vor allem die KPÖ mit der „Kremser Hasenjagd“ beschäftigt. Mit Bedauern quittiert der Historiker das Scheitern des Plans, einen Gedenkweg an die Ermordeten quer durch den Ort zu errichten. Auch die politischen Verhärtungen, das Abdriften des Projekts zum grimmigen Schrebergartenstreit sind Streibel höchst zuwider. Die positiven Ansätze zur Bearbeitung lokaler Zeitgeschichte –



FOTO ©: Georg Kremser



FOTO ©: Georg Kremser

Ehemaliges Wirtschaftsgebäude in Droß, in dem von 1944 bis 1945 38 Personen interniert waren. Einer von den Nazis an der Vorderfront angebrachten Parole setzt nun der Zahn der Zeit zu.

immerhin waren 2005 eine Arbeitsgruppe unter Beteiligung von Vizebürgermeisterin Lieselotte Golda (VP) gebildet und eine öffentliche Veranstaltung mit 120 Teilnehmern durchgeführt worden – sind laut Streibel in Hadersdorf großteils gestorben. Doch er wisse: Für eine solche Arbeit braucht man einen guten Magen.

Droßer Projekt

Zehn Kilometer weiter östlich, in Droß, ist von Scheitern nicht die Rede. Noch nicht, betont der Künstler und Lehrer Gregor Kremser, der sich in der 778-Einwohner-Gemeinde gemeinsam mit einem Berufskollegen und Streibel um kollektive Er-

innerungsarbeit an ein Lager für jüdische Zwangsarbeiter aus Ungarn bemüht. Dieses hatte in den Jahren 1944 und 1945 mitten im Ort bestanden. 38 Männer, Frauen und Kinder waren damals in einem Wirtschaftsgebäude nahe des Dorfgasthauses interniert. Das Gebäude steht heute noch, selbst eine von Nazis auf die Vorderfront



Historiker Robert Streibel

gemalte Parole ist noch in Ansätzen entzifferbar. Doch ob der Satz „Der Feige nur verzagt“ oder „Der Feige nur verreckt“ lautet, weiß im Dorf heute offenbar niemand mehr.

Die Zwangsarbeiter wurden von einem Partiführer, dem früheren Knecht Severin Worel, täglich in den Wald gebracht, der sich zwischen Droß und Krens erstreckt. Dort mussten sie Bäume fällen, Lichtungen roden, Straßenfundamente anlegen. Knochenharte Arbeit, doch während in den Nazi-Vernichtungslagern

binnen weniger Monate hunderttausende ungarische Juden ermordet wurden, kam in dem Waldviertler Ort kein einziger der Juden ums Leben.

Worel habe sich korrekt verhalten, habe keine Gewalt ausgeübt und die Arbeitskraft der Verschleppten, nachdem SS-Männer eines Tages von baldiger Erschießung sprachen, als für den Führer unverzichtbar dargestellt. Das habe er bis zur Befreiung durch die Russen mehrfach wiederholt, schilderte 1997 Moshe Wohlberg im Gespräch mit Streibel. Der in Israel lebende Mann war als Elfjähriger mit seinen Eltern, seiner Tante und deren Familie aus der kleinen ungarischen Stadt Hajdúhadház bei Debrecen nach Droß deportiert worden.

Für Streibel waren die Interviews mit Wohlberg und dessen Cousine Magda Ellenbogen der Anlass, um die Ereignisse vor Ort aufzuarbeiten. Im Rahmen des von niederösterreichischen Landesgeldern finanzierten Waldviertel-Festivals wurde der Plan neun Jahre später umgesetzt. Immerhin, so betont Projekt-Hauptverantwortlicher Kremser, handle es sich in Droß um eine wahre, positive Geschichte, eine von nicht allzu vielen aus der Nazi-Zeit.

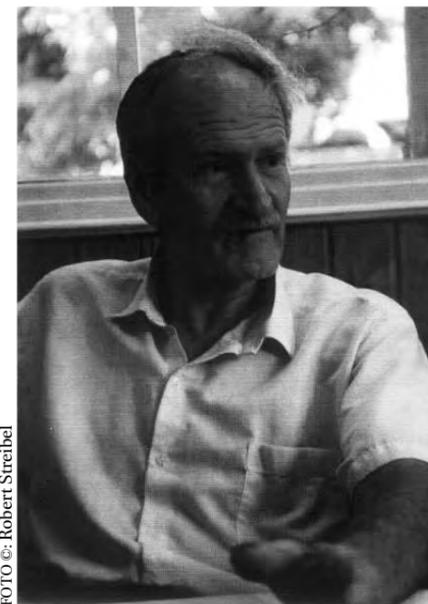
Zähe Gedenkarbeit

Im Unterschied zu Hadersdorf, so Kremser, gehe es in Droß eben nicht um Generationen übergreifende Delegation von offenen Rechnungen und Schuld. Doch trotz dieses vermeintlichen Vorteils entpuppte sich die Gedenkarbeit auch in Droß als äußerst zäh: Im April sprach sich der Gemeinderat geschlossen gegen das Projekt aus und gab auf diese Art die gesamte Verantwortung an den Geldgeber Land ab.

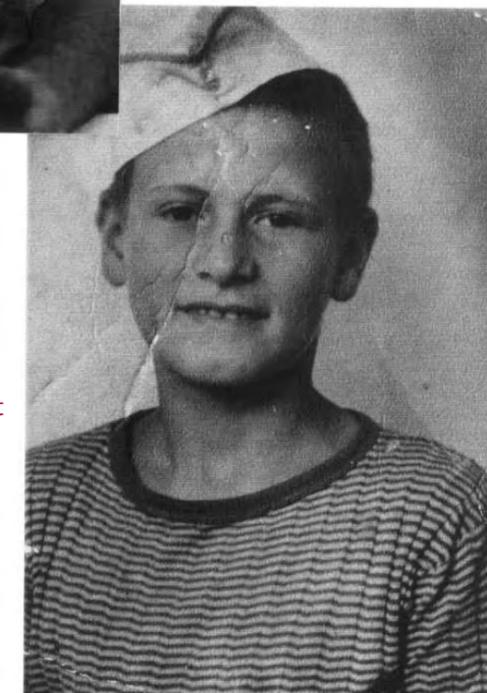
Ein bereits angemieteter Saal im Ortsgasthaus war von einem Tag auf den anderen für eine Veranstaltung nicht mehr frei. Nur hartnäckige Vorsprachen bei Bürgermeister Andreas Neuwirth (VP) bewegten diesen schließlich doch, einen Raum im Gemeindeamt zur Verfügung zu stellen. Auch Ortschef Neuwirth war für eine Stellungnahme zu diesem Artikel nicht zu erreichen.

Zeitzeugen wie der alte Dorflehrer und insgesamt an die 60 Interessierte aus Ort und Umgebung seien zu dem ersten sowie zu einem zweiten Projekttreffen im heurigen Sommer erschienen, schildert Kremser. Aus den Reihen der Kommunalpolitik habe sich niemand blicken lassen,

Magda Ellenbogen einst und heute: Sie erlebte die Internierung in Droß



Moshe Wohlberg wurde als Elfjähriger mit seinen Eltern, seiner Tante und deren Familie nach Droß deportiert



Heute erinnert sich Moshe Wohlberg dankbar an den Knecht Severin Worel, der dafür sorgte, dass in Droß kein Jude gewaltsam zu Tode kam

mit einer Ausnahme: Die FP-Gemeinderätin kam, war erst alarmiert; dann brachte sie sich ein und blieb.

Bei Treffen Nummer zwei entstand der Plan, einen Gedenkweg quer durch Droß anzulegen – überall dorthin, wo die ungarischen Juden gelebt und gelitten haben. Vier Tafeln sollen insgesamt angebracht werden, zwei an Orten, die sich auf Grundstücken der Bundesforste, zwei weitere, die sich auf Grundstücken der Gemeinde befinden. Die Bundesforste hätten sofort ja gesagt und angeboten, die Tafeln zu finanzieren, schildert der Projektkoordinator. Anders die Gemeinde: „Ich habe Dutzende Male bei Neuwirth vorge-

sprochen. Er legte sich bisher nicht fest. Er hat große Angst, dass das Droßer Projekt polarisiert, so wie in Hadersdorf.“

Gedenkweg

Geradezu gebetsmühlenartig habe Neuwirth die Hadersdorfer Negativentwicklung beschworen, oftmals mit dem Beisatz: Noch dazu jetzt, vor den Nationalratswahlen. Den Gedenkweg will Kremser trotzdem am 9. September 2006 um 14 Uhr im Rahmen einer öffentlichen Begehung eröffnen. Für drei Tage davor, am 6. September, hat ihm Neuwirth einen Beschluss des Gemeinderats in Aussicht gestellt: „Wenn die Gemeinde nicht mitspielt, müssen wir eben improvisieren“, sagt Kremser.

Was man aus den Hadersdorfer und Droßer Erfahrungen lernen könne? Je weniger Parteipolitik und Interessenvertretungen in ein NS-Aufarbeitungsprojekt involviert seien, umso besser, fasst Streibel seine inzwischen bereits mehrfachen Erfahrungen zusammen. Projektinteressierte täten gut daran, nur auf persönliche Kontakte und Gespräche mit Interessierten in der Bevölkerung zu setzen, denn gerade in solchen Bereichen sei das Persönliche politisch.

Immer noch würden in Österreich Vorkommnisse aus der Nazi-Zeit großteils tabuisiert und der Antisemitismus sei keineswegs überwunden. Doch im Vergleich zu früheren Jahrzehnten sei es inzwischen zumindest möglich, über diese Zeit zu reden, im Unterschied etwa zu den baltischen Staaten oder Polen. Obwohl es auch bei ihm daheim noch keine 15 oder 20 Jahre her sei (Streibel ist gebürtiger Kremser), dass man sich drei Mal umgedreht habe, bevor man das Wort Jude aussprach. Um sicher zu sein, dass keiner zuhört.

WEB-TIPPS:

www.judeninkrems.at
www.gedenkstaette-hadersdorf.at



Irene Brickner ist Redakteurin beim „Standard“, wo sie unter anderem die Niederösterreich-Berichterstattung innehat. Für ihre Artikel und Reportagen über Asyl- und Flüchtlingsfragen hat die gebürtige Wienerin im Jahr 2005 den Concordia-Journalistenpreis in der Kategorie Menschenrechte erhalten.

Widerstand an einer Schule

In Wien gibt es eine neue „Ella-Lingens-Schule“. Begeistert über die Namensgebung sind in erster Linie die Lehrerinnen und Lehrer. Von „Meilenstein“ bis „schon wieder eine Widerstandskämpferin“ reicht das Echo.

VON HEIKE HAUSENSTEINER

Der einstündige Gottesdienst zu Schulbeginn steht auch an dieser öffentlichen Schule unverrückbar fest. Das Konkordat, das Österreich mit der katholischen Kirche abgeschlossen hat (1933 unter dem seinerzeitigen christlich-sozialen Bundeskanzler Engelbert Dollfuß), macht das möglich. Dennoch musste ein denkwürdiger Name her für eine der jüngsten Schulen in Österreich. Er soll an die am meisten verdrängte Erinnerung in diesem Land erinnern: „Ella-Lingens-Gymnasium“ nennt sich das neu errichtete Bundesgymnasium (BG), Bundesrealgymnasium (BRG) und Bundesoberstufenrealgymnasium (BORG) in der Gerasdorfer Straße in Wien-Floridsdorf nunmehr.

2002 wurde die Schule eröffnet, im Juni dieses Jahres bei der ersten Maturafeier der neue Schulname vorgestellt. Ella Lingens war die „Siegerin aus einem Pool von interessanten GegenkandidatInnen“, berichtet ein Geschichtsprofessor der Schule gegenüber NU. Die Wiener Sozialistinnen Käthe Leichter, Rosa Jochmann und Antonia Bruha waren ebenso im Rennen wie

Margarethe Schütte-Lihotsky, Anne Frank, Viktor Frankl und andere. Die monatelange Namenssuche im vergangenen Schuljahr habe von Anfang an ganz klar erkennen lassen, so der Geschichtslehrer, dass Widerstandskämpferinnen gegen das NS-Regime „die meisten Sympathien auf sich zogen“.

Genau daran stoßen sich so manche Eltern: „Mich stört, dass man schon wieder eine Widerstandskämpferin genommen hat“, erklärt eine Mutter, deren beide Kinder die Schule besuchen. „Ich hätte lieber einen Eroberer gehabt.“ Dazu gibt es aus Österreich nicht wirklich viele positive Beispiele. Das sieht auch die befragte Mutter ein. Der Mehrheit schien Ella Lingens am ehesten passend: Die siebenköpfige Jury aus Lehrer-, Schüler-, Eltern- und Bezirksvertretern sowie der Direktorin wählte sie einstimmig zur Namenspatin.

Einen „Meilenstein in der Holocaustforschung“ sieht darin Hannah Lessing. Für die Generalsekretärin des Nationalfonds wurde die Bedeutung der Frauen im Widerstand bis jetzt kaum gewürdigt.

Die Namensgebung stelle eine Anerkennung der oft vergessenen Opfer dar. Ella Lingens' kritische Einstellung und die Selbstverständlichkeit, sich für Menschen einzusetzen, egal in welchen Lebensbereichen, würde die Schuldirektorin gerne in den Schülern der Gerasdorfer Straße weiter verkörpert sehen. Zu einer persönlichen Stellungnahme gegenüber NU war Eveline Trenner-Moser jedoch weder vor noch in den Schulfesttagen bereit.

„Von oben“ war letztlich die Initiative für den neuen Schulnamen ausgegangen. Die amtierende Schulleiterin unterrichtete früher Biologie an dem nach Bertha von Suttner bezeichneten GRG 21, dem so genannten Schulschiff vor der Wiener Donauinsel (nach der Friedensnobelpreisträgerin und Journalistin sind in Österreich drei Schulen benannt, in Deutschland 14 und in Kolumbien eine Schule). Wie das „Ella-Lingens-Gymnasium“ zu seiner Bezeichnung kam, fanden einige Eltern ganz und gar nicht demokratisch. Von Lehrerseite wird die Möglichkeit zur „basisdemokratischen“ Mitentscheidung betont, da

auch Schüler und Eltern Namen als Schulpaten vorschlagen konnten.

Von den Eltern der rund 900 Schüler wurden dem Vernehmen nach aber nur drei Fragebögen ausgefüllt abgegeben. „Mir ist doch der Name egal. Ich will, dass meine Kinder in der Schule etwas lernen“, meint ein Vater. Die Schüler selbst hätten Harry Potter als Namenspatin bevorzugt. „Aber ‚Ella Lingens‘ klingt wenigstens schön und kann man besser aussprechen als ‚Margarethe Schütte-Lihotsky‘.“



Das „Ella-Lingens-Gymnasium“ in Wien-Floridsdorf

FOTO ©: Heike Hausensteiner



Grab einer „Gerechten der Völker“: Ella Lingens verstarb 2002

FOTO ©: www.euxus.de

„Damit du dich nicht zu schämen brauchst, dass deine Muttersprache Deutsch ist“

Während der NS-Zeit gab es auch Menschen, die trotz der Androhung der Todesstrafe verfolgte bei sich aufnahmen und versteckten. So überlebten nach bisherigen Forschungsergebnissen etwa 600 jüdische „U-Boote“ die NS-Zeit in Österreich. Ella Lingens-Rainer (1908–2002) und ihr „reichsdeutscher“ Ehemann Kurt Lingens, beide Ärzte, verhalfen Juden zur Flucht nach Ungarn, nahmen „U-Boote“ bei sich auf, beherbergten sie und unterstützten die Eltern ausgewanderter Freunde mit Lebensmitteln. Sie selbst wollten Österreich nach dem „Anschluss“ im März 1938 nicht verlassen, „unter einer Bedingung: Wir werden keinen, der von dem Regime verfolgt wird und uns bittet, ihm zu helfen, je unsere Hilfe verweigern“. Im Oktober 1942 wurde das Ehepaar Lingens verhaftet und von seinem damals dreijährigen Sohn Peter Michael getrennt. Im Februar 1943 folgte die Deportation des Ehepaares nach Auschwitz: Ella Lingens wurde als Ärztin beschäftigt und setzte ihre Rettungsaktionen fort. Bis Dezember 1944 war sie in Auschwitz, dann wurde sie ins Außenlager von Dachau überführt. Nach der Befreiung arbeitete sie im

öffentlichen Gesundheitswesen und wurde Ministerialrat im Gesundheitsministerium. Die Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem zeichnete Ella Lingens-Rainer und Kurt Lingens 1980 mit der Ehrenmedaille „Gerechte der Völker“ aus.

„Hätte ich mir vorstellen können, was Auschwitz bedeutete – ich hätte wahrscheinlich keinen Juden versteckt“, schrieb Ella Lingens-Rainer in ihrem 1947 erschienenen Buch „Prisoners of Fear“. Das Buch wurde in Großbritannien und den USA ein großer Erfolg. Die englische Ausgabe erschien 2003 in – von Peter Michael Lingens nicht offen gelegter Weise, wie der Zeithistoriker Gerhard Botz kritisiert – revidierter und erweiterter Form auf Deutsch.

Im Gedanken an ihr Kind, den dreijährigen Peter, ließ sich Ella Lingens in Auschwitz durch den Nationalsozialismus nicht ihre Ehre und Selbstachtung rauben. Im Geist sagte sie oft zu ihrem Sohn: „Vielleicht wirst du noch länger auf deine Mama warten müssen, aber wenn sie zu dir zurückkehrt, wird sie dir in die Augen sehen können, damit du

dich nicht zu schämen brauchst, dass deine Muttersprache Deutsch ist.“

BUCH-TIPP:

Ella Lingens „Gefangene der Angst. Ein Leben im Zeichen des Widerstandes“, Deuticke im Zsolnay Verlag, Oktober 2003, 335 Seiten, 24,90 Euro, ISBN 3-216-30712-3



© Zsolnay Verlag

Zorros Bar Mizwa

Der neueste Film der Journalistin und Dokumentarfilmerin Ruth Beckermann („Ein flüchtiger Zug nach dem Orient“) begleitet vier zwölfjährige Jugendliche – Sharon, Tom, Moishy und Sophie – bei den Vorbereitungen auf ihre Bar Mizwa bzw. Bat Mizwa.

VON HARALD LADSTÄTTER

Diese Feier markiert den Übertritt des Jugendlichen ins Erwachsenenalter. Nicht-Juden können sich das wie eine Art „religiöse Maturaprüfung“ vorstellen, die mit einem rauschenden Geburtstagsfest abgeschlossen wird. Die Gestaltung dieses Festes, zu dem mitunter mehrere hundert Gäste geladen werden, fällt individuell höchst unterschiedlich aus; von streng religiös bis weitgehend weltlich reicht die Palette.

Während die an den religiösen Teil anschließende Party des Titel gebenden Zorro-Fans Sharon eher einer glamourösen Filmpremierenfeste samt mit beträchtlichem Aufwand nachgestellten Filmszenen aus dem Film „Zorro“ gleicht, wird in der streng orthodoxen Familie von Moishy ganz anders gefeiert: streng orthodox eben. Dabei wird der Zuseher Zeuge religiöser Riten, wie dem Anlegen der Gebetsriemen oder der in der Orthodoxie üblichen Praxis, Männer



FOTO ©: Ruth Beckermann Filmproduktion

Sharon wählt für seine Bar Mizwa-Feier das Motto „Zorro“

und Frauen für den Zeitraum der Feier räumlich zu trennen.

Auf begleitenden Off-Kommentar wird völlig verzichtet, die Filmmacherin lässt die Bilder für sich selbst sprechen. Der Tonfall ist – dem fröhlichen Charakter des Themas entsprechend – erfreulich locker und unterhaltsam ausgefallen. Dennoch lässt der Film auch einen kritischen Blick zu, der grundsätzliche Fragen nach dem Stellenwert von Initiationsriten in einer Weltreligion zwischen Tradition und Moderne stellt. Die im österreichischen Dokumentarkino so beliebte (Über-)Ästhetisierung der Bilder – bestes Beispiel: Michael Glawoggers „Workingman's Death“ – wird hier konsequent vermieden.

Ruth Beckermanns Kamera nähert sich den Protagonisten liebevoll und unaufdringlich, wie ein willkommener Gast der Feier.

„Zorros Bar Mizwa“ ist natürlich kein Blockbuster. Primäre Zielgruppe ist wohl die jüdische Community selbst. Und natürlich philosemitische Nicht-Juden wie der Autor dieser Zeilen.



Harald Ladstätter betreibt das Online-Filmmagazin www.filmtipps.at

„Zorros Bar Mizwa“
Dokumentarfilm: A, 2006
Regie: Ruth Beckermann
Österreich-Premiere im Rahmen des Filmfestivals Viennale (Termin bei Redaktionsschluss noch nicht bekannt)
Regulärer Kinostart: 17. November 2006

WEB-TIPP:
www.ruthbeckermann.com

Rätselhaftes in Jiddisch ...

... und anderen Sprachen

VON MICHAELA SPIEGEL

WAAGRECHT:

2. Diese Suppe sollst du nicht versalzen
8. Die English version der Verirrungen vom Kohn
9. Small Hebrew World
10. SE(chel) mittig braucht auch die kürzeste Arbeit
11. Kurzes Österreich
12. Geschriebenes gesagt, hier vom Lateinischen verfragt
14. Kurze Superlimousine?
15. Halte dies und komm zur Ruh, draußen geht's zu heftig zu
16. Von rechts nach links fehlt dem Kuppler hint' ein R, von links nach rechts ein christlich „oi“ mit J voran doch bitte sehr
18. Griechst du im Sommer zum Spaß, verlier nicht das N am Anfang rundum im Nass
19. Weder alt noch weise
20. ... es, was es wolle auf Englisch
21. Initialen eines Wiener Architekten (Jüdisches Museum Wien)
22. Fremdsprachige Doppelvorsilbe
23. Leiser red doch, nicht immer so ..ch
24. Die Braut hat wohl ein N zu viel, drum sie der 8 senkrecht nicht recht will
26. Englischer Punkt
27. Diese Post kommt schnell
28. Flächenmaß
29. Knäblein klein
30. Wertlos erscheint dir dieses Wort, von rechts nach links verstehst du es sofort
32. Gegenteil von hügelig, na?!
34. Mittig auf ein M beschränkt hier, mildtätig Frau wie deutsches Bientier
35. Der Kaiser aus dem Rom, dem späten, lässt dich von rechts nach links hier beten
36. Kannst du etwas vermässeln, dann kannst es auch ...masseln
37. Im .. ist dieses Rätsel zu lösen!

SENKRECHT:

1. Was für a Zore, reimt auf diese Art von Ware
2. Ausdrücke jüdischer Wesensarten lassen sich in diesen erraten
3. Der Leon ging nach Hollywood und spielte Böse wirklich gut
4. Verdeutschtes Oi
5. Wenn er ihn liest, der Kohn, dann im Zusammenhang
6. Dem .etterche. fehlt wie jeder Ausred vorn und hinten
7. Sauer macht lustig? Nachteilige 2 Wörter, hier zusammen
8. Der Bräutigam der üppigen 24 waagrecht
13. Bringen Scherben Glück, kann der 8 senkrecht vom Bund mit der 24 waagrecht nicht zurück
17. Glaub Riten, Laub Hütten
22. Der Kelew ist ein lauter ...
25. Nachnämlich war Helene Malerin, Leopold Börsekammerpräsident, Adolf Chemiker und Rudolph Bankier
26. Fordere, bettle, im Befehlstone betrüge
29. Von Tag zu Tag
31. Halt dich in Form
33. Ausländisches Nein passt nur hier rein

Auflösung auf Seite 60

	1			2	3	4	5	6	7
8									
9				10					
11			12			13			
14				15					
16		17				18			
19				20					
	21							22	
	23			24			25		
26						27			
28			29						
30		31				32			33
		34				35			
36				37					

Interview mit Wiens Kulturstadtrat Andreas Mailath-Pokorny, NU Nr. 24 (2/2006)

Im NU Nr. 24 war in Ihrem Interview mit Stadtrat Mailath-Pokorny vom Projekt des „Weges der Erinnerung“ die Rede. Ein rühmenswertes Vorhaben; vor allem die Anbringung von Tafeln an den Häusern. Allerdings finde ich die Idee der in den Boden eingelassenen Steine nicht so gut. Ich empfinde das als keine geeignete Erinnerung an die in der Shoah Ermordeten. Es stört mich, wenn auf die Namen dieser Menschen draufgestiegen werden kann und sie dadurch – wieder einmal – ihrer Würde beraubt werden.

Mit herzlichem Gruß,
Elfriede Genée

Artikel von Charles E. Ritterband zum desolaten Zustand des Währinger Friedhofs, NU Nr. 24 (2/2006)

(...) So lobenswert es erscheinen mag, auf den erbärmlichen Zustand hinzuweisen – was soll dabei herauskommen? Bisherige punktuelle Sanierungsversuche, zuletzt im Oktober 2003, haben leider nur einen weiteren Vegetationsschub ausgelöst, dem nun hilflos mit häufigeren Begehungen zu begegnen versucht wird.

Aber wie sollte eine Sanierung aussehen? Und wie wäre diese mit dem Charakter eines jüdischen Friedhofes vereinbar? Soll man sich Prager Zustände wünschen: 14,3 Minuten für den Friedhof, 11,7 Minuten für die Pinkas-Synagoge ... Viele der „Prominenten“-Gräber sind leer, wie bereits Patricia Steines 1993 dokumentierte („Hunderttausend Steine“),

dabei einige gänzlich zerstört. Die lobenswerten Aktivitäten am 1. Tor des Zentralfriedhofes können aus vielen Gründen kein übertragbares Modell für Währing sein, wobei mich die dortigen gärtnerischen Aktivitäten auch nicht nur freuen, denn der lustlose Einsatz elektrischer Mäher hinterlässt regelmäßig Spuren an den Grabsteinen.

Ebenso bedrohlich sind die regelmäßigen Vandalenakte, besonders exzessiv ebenfalls im Oktober 2003 (jedenfalls damals von mir bemerkt), bei dem einer der ältesten Grabsteine von 1796 zerstört wurde. Zur Richtigstellung: Der Friedhof wurde regulär bis zum Frühjahr 1879 belegt und umfasste etwa 24.000 Gräber.

Ich komme noch einmal auf Prag zurück und schweife ab: In der vergangenen Woche durchstreifte eine deutsche Reisegruppe auch die Seitenstettengasse und erhielt vom kundigen Führer die Mitteilung: Und hier sehen Sie das ehemalige jüdische Viertel von Wien! Offenbar besteht also der Wunsch nach Greif- und Zeigbarem (und möglichst im Umkreis von 45 Gehminuten) – was aber in Prag im Wesentlichen nur mit mittelalterlichen Spuren funktioniert, denn jedes Wiener, Prager, Budapester ... Viertel war – mehr oder minder – auch ein jüdisches.

Mit freundlichen Grüßen,
Mag. Wolf-Erich Eckstein

Beitrag des Architekten Adam Kanner zum Projekt Ichmannngasse, NU Nr. 24 (2/2006)

(...) Das Projekt Ichmannngasse ist ganz einfach himmelschreiend! Und die Notwendigkeit seiner Realisierung subsummiert sich im „Ich“ als sym-

bolischer Teil des Straßennamens. So wie sich besonders seit Pompidou die französischen Republikpräsidenten wie ihre royalen Vorgänger durch Protzbauten selbst ihre Denkmäler errichteten und errichten, will man auch hier alles früher Vorhandene abschaffen und negieren, um selbst als neuer Herodes in die jüdische Geschichte der Diaspora einzugehen. Herodes war aber nicht nur Bauherr, sondern Vorbote des Untergangs!

Die Tatsache, dass so ein gigantisches (für hiesige Begriffe) Bauvorhaben ohne Ausschreibung mit Kräften realisiert wird, die noch nie qualitative Leistungen erbracht haben, ist nur die Spitze eines Eisbergs eines Vorhabens, durch das man Menschen aus dem satten Grün eines der besten Wohngebiete Wiens in eine Wüste schickt – und den unbezahlbaren Grund in Döbling dazu verschachert. (...)

Freundliche Grüße,
Rita Koch

	1	B				2	J	3	A	4	U	5	C	6	H	7	E
8	C	O	N	F	U	S	I	O	N	S							
9	H	W				10	E	K		N							S
11	O	E			12	E	D	I	13	K	T						I
14	S	L					15	I	N	N	E						G
16	E	S	17	S	A	S			18	A	X	O	S				
19	N	E	U				20	C	O	S	T						E
	21	C	K							S				22	B		I
	23	H	O				24	K	A	L	L	E	N				
26	D	O	T						27	E	I	L					
28	A	R					29	J	I	N	G	E	L				
30	L	E					31	F	O	T				32	E	B	E
							34	I	M	E				35	N	E	R
36	E	N	T						37	N	U						N



FOTO©: Peter Rigaud

Patscherte Verhältnisse



FOTO©: Peter Rigaud

Das Unwort der Saison heißt „unverhältnismäßig“. Beim Dajgezzen und Chochmezzen wird ihm hier und heute verhältnismäßig viel Platz eingeräumt.

DER ZWIEKOMMENTAR VON PETER MENASSE UND ERWIN JAVOR

Menasse: Ja richtig, Herr Ober, den Kaffee habe ich bestellt. Aber da ist verhältnismäßig viel Milch drinnen.

Javor: No da sage ich, besser verhältnismäßig viel Milch als unverhältnismäßig viel Milch. Das erinnert mich an den Kampf Israels gegen die Hisbollah. Da haben viele Kommentatoren gemeint, der Einsatz sei unverhältnismäßig. Keiner hat uns allerdings erklärt, wie man Terroristen verhältnismäßig bekämpft.

Menasse: Ja, mit der Verhältnismäßigkeit ist das so eine Sache. Ich bin ein verhältnismäßig freundlicher Mensch, aber wenn ich mir die Spiele der österreichischen Fußball-Nationalmannschaft anschau, kriege ich einen unverhältnismäßigen Zorn. Wäre ich nicht verhältnismäßig beherrscht, würde ich gleich in einen unverhältnismäßigen Blutausch verfallen wollen.

Javor: Apropos Fußball: Der Stronach verliert im Augenblick bei unserer Austria unverhältnismäßig wenig Geld. Noch dazu ist er Westenthaler unverhältnismäßig günstig losgeworden. Angeblich musste er gar keine Abfertigung zahlen.

Menasse: Haider ist ja nur in Kärnten unverhältnismäßig beliebt, im übrigen Österreich ist er verhältnismäßig

unbeliebt. Also musste der sich jemanden holen, der auf den Plakaten außerhalb Kärntens verhältnismäßig attraktiv aussieht. Gorbach kommt ja verhältnismäßig und unverhältnismäßig schlecht an.

Javor: Bei der Bestellung des neuen Generaldirektors des ORF hat Westenthaler aber dann doch einen unverhältnismäßigen Einfluss ausgeübt.

Menasse: Man könnte sagen, da haben sich unverhältnismäßig schlamperte Verhältnisse entwickelt. Alle Farben zusammen ergeben allerdings auch nicht immer zwingend einen netten Regenbogen.

Javor: Aber immerhin lernen wir: Wenn sich die Schwarzen unverhältnismäßig unvernünftig verhalten, kriegen sie halt auch einmal eine verhaltene Watschn.

Menasse: Vielfach wurde kommentiert, dass in die verhältnismäßig deutliche Niederlage der ÖVP unverhältnismäßig viel Bedeutung hinein interpretiert worden wäre. Aber ich habe mich schon unverhohlen gefreut. Bei Frau Lindner musste man immer hoffen, dass sie als Jägermeisterin das Gewehr besser führt als den ORF. Sonst wären ja unverhältnismäßig viele Opfer zu beklagen gewesen.

Javor: Über die Jagd weiß ich nichts, aber unter ihrem Regime wurden im ORF ohnehin genug Leute abgeschossen.

Menasse: Wenn wir schon bei der Politik sind. Wen wählst du denn am 1. Oktober?

Javor: Für mich gibt es unverhältnismäßig wenig Auswahl. Zum Glück ist am 1. Oktober Erew Jom Kippur. Da darf ich mir die Wahlberichterstattung im Fernsehen sowieso nicht anschauen.

Menasse: Heißt das, alle gläubigen Juden gehen nicht wählen? Na, da werden sich die Politiker anschauen, wie viel gläubige Juden es in Österreich gibt.

Javor: Wenn dieser Umkehrschluss stimmen würde, also alle Nichtwähler Juden wären, könnte sich der neue Bundeskanzler Muzicant schon seinen Amtssitz in der Ichmannngasse einrichten.

Menasse: Jetzt sind wir aber unverhältnismäßig weit gegangen. Und das alles beim Sitzen im Kaffeehaus.

* *dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich einem selbst – sich mehr auskennt.*



FOTO©: Peter Rigaud

Kann man das Böse kurieren?

VON MARTIN ENGELBERG

So viel ist klar: Der Islamismus und sein Terror haben nichts mit einer Unterdrückung und Ausbeutung der Dritten Welt durch den Westen zu tun, sind nicht Antwort auf ein Bestreben der USA, die arabische Welt zu beherrschen, nicht Reaktion auf die Gründung oder Politik des Staates Israel. Vielmehr ist der Islamismus – nach dem Faschismus und dem Bolschewismus – der dritte große Anlauf, um die Konsequenzen der Modernisierung, Säkularisierung und Liberalisierung der westlichen Gesellschaften zu beseitigen.

Alle drei Bewegungen entstanden vor 100 Jahren und haben viele Ähnlichkeiten: den Mythos einer idealisierten Frühzeit, zu der eine Verbindung gesucht wird; die Animosität gegen den Westen; das Ideal eines homogenen Ganzen, das von Fremdem gesäubert werden muss, und einen Todeskult, in dessen Rahmen das Aufopfern für das Vaterland oder für die Religion als größtes Glück angesehen wird.

Der notorische und jenem der Nazis fast gleiche Antisemitismus der Islamisten ist bekannt und dokumentiert. Und immer mehr Untersuchungen weisen nach, dass es nicht Armut oder Perspektivlosigkeit sind, die Selbstmordattentäter antreiben. Wieso, fragt man sich, wird dann der Islamismus in den USA und in Europa so unterschiedlich wahrgenommen? Auch dafür werden ober-

flächliche Begründungen angeboten: Dies wäre nur der Verdienst der mächtigen jüdischen Lobby „American Israel Public Affairs Committee“ oder Europa habe einen prozentuell viel größeren und schlecht integrierten muslimischen Bevölkerungsanteil.

Tatsächlich scheint der eklatante Unterschied zwischen den Gesellschaften der USA und Europas in einem unterschiedlichen Menschenbild begründet zu sein. In Israel und den USA dominiert die Haltung, dass es beim Menschen Konstanten gibt, die sich nicht ändern: Das Potenzial zu hassen, zu töten, dass es Neid und Gier, das „Böse“ gibt und dass es nötig ist, Maßnahmen zu treffen und Institutionen zu schaffen, die Menschen davon abhalten, diese Anteile auszuagieren. Zur Vermeidung von Kriegen bedürfte es – dieser Ansicht war übrigens auch schon Freud – Einrichtungen wie der Polizei auch auf internationaler Ebene. Und, so meint man in den Vereinigten Staaten, da die UNO dafür nicht wirklich taugt, könnten nur die USA die Funktion eines Weltpolizisten wahrnehmen.

Demgegenüber stellt man sich in Europa das menschliche Wesen als schön und gut vor und ist der Ansicht, dass jede Aggression nur Reaktion auf eine sich böse, falsch verhaltende Umwelt ist. Aufgabe der Gesellschaft sei es daher, genug Mittel

zur Verfügung zu stellen, damit die Pathologien der Menschen geheilt werden könnten. Dieses Konzept sei auch auf der zwischenstaatlichen Ebene anzuwenden.

Diese Diskrepanz scheint durch die unterschiedliche Lehre aus dem mörderischen Wüten der Nazis noch verstärkt worden zu sein. Während Juden und Amerikaner fürchten, dass sich so etwas wiederholen könnte, und daher meinen, dass geeignete Maßnahmen ergriffen werden müssen, um das zu verhindern, wollen die europäischen Gesellschaften das von ihnen verübte millionenfache Morden als Auswuchs einer pathologischen Entwicklung begriffen wissen, von der sie nunmehr geheilt sind. Da hilft es psychisch natürlich enorm, bei Israel – sprich den Juden – und den USA die vermeintlich gleichen Pathologien aufzudecken und dabei die Moralischen, die Guten zu spielen.

Israel und die USA können sich mit dieser schwierigen Dynamik der Europäer nicht übermäßig beschäftigen. Israel weiß die USA an seiner Seite im Kampf um seine Existenz und im Kampf gegen den vom Islamismus ausgehenden Wahnsinn. Mit etwas Glück werden die Europäer davon profitieren und weiter in Frieden und Wohlstand leben, ohne dafür den nötigen Preis an Menschenleben und Finanzmitteln bezahlt zu haben.

Das Motiv ist und bleibt Judenhass



FOTO©: Peter Rigaud

VON ERWIN JAVOR

Seit ich vor kurzem meine Mutter verloren habe, gehe ich ganz gegen meine sonstige Gewohnheit täglich in die Synagoge. Sie wird Tag und Nacht von Schwerebewaffneten geschützt. Die Polizei stellt eine Eliteeinheit zur Verfügung und zusätzlich organisiert unsere Gemeinde einen eigenen Sicherheitsdienst. Dieser ist auch für Kindergärten, Schulen, Altersheime und alle sonstigen jüdischen Einrichtungen notwendig und mittlerweile so selbstverständlich geworden, dass kaum jemand nach der Ursache fragt.

Warum muss man Juden in der ganzen Welt sechzig Jahre nach der Shoah beschützen? Warum haben vor Jahren zwei bewaffnete Palästinenser die von mir besuchte Synagoge angegriffen und eine schwangere Frau sowie einen greisen Überlebenden der Shoah ermordet? Was hatten die unschuldigen Opfer mit dem Nahost-Konflikt zu tun? Der Grund für diese und unzählige andere Gräueltaten ist der gleiche, der Hamas und Hisbollah dazu veranlasst, tausende Raketen auf dicht besiedeltes israelisches Territorium just aus jenen Gebieten abzufeuern, die von Israel als Zeichen des guten Willens zurückgegeben wurden. Das Ziel ist nicht, die militärische Kraft der Israelis zu schwächen, sondern möglichst viele Juden zu ermorden. Und das Motiv dafür ist banal: Judenhass.

Die Geschichte des Antisemitismus in der arabischen Welt ist so alt

wie der Islam und ist vom realen Konfliktgeschehen zwischen Israel und den Palästinensern weitestgehend unabhängig. In den traditionellen islamischen Quellen werden Juden unter anderem als Nachkommen von Affen und Schweinen bezeichnet. Dies basiert auf verschiedenen Koranversen, die behaupten, dass Allah Juden in Affen und Schweine verwandelt hätte, weil sie Muhammad nicht als Propheten anerkennen wollten.

»Antisemitismus war immer schon ein bequemes Mittel, von unangenehmen Wahrheiten abzulenken.«

In aktuellen Predigten anerkannter Geistlicher der wichtigsten Moscheen wie der Al-Haram-Moscheen werden Juden abwechselnd als Ungläubige, Verfälscher von Gottes Wort, Anbeter des Goldenen Kalbes, Prophetenmörder, Abschaum der Menschheit und Inbegriff von Betrug, Widerspenstigkeit, Zügellosigkeit, Sünde und Korruption apostrophiert. Die wahre Tragödie ist, dass dieses Bild schon den Kindern seit Jahren in vielen Schulen vermittelt wird.

In der Charta der Hamas werden die „Protokolle der Weisen von Zion“ als gültige Zielsetzung der Zionisten dargestellt und in Artikel 7 die Endlösung der Judenfrage angekün-

digt: „Die Stunde des Gerichtes wird nicht kommen, bevor Muslime nicht die Juden bekämpfen und töten, sodass sich die Juden hinter Bäumen und Steinen verstecken, und jeder Baum und Stein wird sagen: ‚Oh Muslim, oh Diener Allahs, ein Jude ist hinter mir, komm und töte ihn!‘“

Hisbollah sucht ebenfalls keinen historischen Kompromiss, sondern stellt eine einfache Forderung: „There is no solution to the conflict in this region except with the disappearance of Israel.“ Auch die jordanische Zeitung „Al-Sabil“ kommentierte ungeniert: „Wir müssen von unseren Vorbildern lernen: Hitler erreichte, was den Arabern bisher nicht gelang: Er reinigte sein Land von den Juden.“

Der Antisemitismus war immer schon ein bequemes Mittel von unangenehmen Wahrheiten abzulenken. Während täglich allerorts auf unserem Globus Muslime von anderen Muslimen massakriert werden, hat eine zutiefst gesplante islamische Welt, die sich seit Jahrzehnten in unzähligen bewaffneten Konflikten gegenseitig heftig bekämpft, zumindest einen gemeinsamen Nenner: Schuld sind die Juden. Also radiert sie von der Landkarte aus. Dann wird es endlich Frieden geben.

Die Geschichte lehrt uns, dass aus krankhaften Vorstellungen oft tödlicher Ernst wird. Diesmal muss es die Welt verhindern, denn Mahnmale alleine genügen nicht.



P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien • Zulassungsnr.: 02Z033113M

Impressum:

Herausgeber und Medieninhaber:

Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479

Internet: www.nunu.at, E-Mail: office@nunu.at, Fax: +43/1/715 05 45-15

BA-CA (BLZ 12000) Kto.-Nr. 08573 923 300

Sie sind an einem NU-Abonnement interessiert? Dann wenden Sie sich doch bitte schriftlich an die Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum, 1011 Wien, Postfach 1479. Oder Sie bestellen Ihr Abonnement per Mail an office@nunu.at bzw. telefonisch bei Anton Schimany unter +43/1/531 77-290 bzw. 0664/300 77 06 oder per Fax unter +43/1/715 05 45-15. Der Jahres-Abo-Preis (vier Hefte) bei Postzustellung im Inland beträgt 10 Euro, innerhalb der Europäischen Union 15 Euro, außerhalb Europas 20 Euro. NU ist zudem in der Buchhandlung Herder, Wollzeile 33, 1010 Wien, zu erwerben.

Mitarbeiter dieser Ausgabe:

Harry Bergmann, Irene Brickner, Martin Engelberg, Heike Hausensteiner, Georg Herrnstadt, Nina Horaczek, Christof Janitschek (grafisches Konzept), Erwin Javor, Michael Kerbler, Harald Ladstätter, Eva Menasse, Peter Menasse (Chefredakteur), Axel Reiserer (London), Anja Salomonowitz, Robert Schindel, Katja Sindemann, Danielle Spera, Michaela Spiegel, Elisabeth T. Spira, Petra Stuiber, Alexia Weiss (stv. Chefredakteurin)

Satz & Layout :

echokom werbeagentur ges.m.b.h, 1070 Wien, Schottenfeldgasse 24, Tel.: +43/1/526 26 76-0

Druck:

Manz Crossmedia GmbH & Co KG, Stolbergasse 26, A-1051 Wien

Offenlegung gemäß Mediengesetz:

Herausgeber: Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum mit Sitz in 1011 Wien, Postfach 1479.

Obmann: Johann Adler, Schriftführer: Martin Engelberg, Kassier: Erwin Javor.

Grundsätzliche Richtung: NU ist ein Informationsmagazin für die Mitglieder der IKG und für ihnen nahe stehende, an jüdischen Fragen interessierte Menschen. NU will den demokratischen Diskurs fördern.

Die ganze Welt ist NU. Ein Beispiel? Nu, bitte:

A, vergnügt: „Nu?“ („Wie geht es Dir?“)

B, resigniert: „Nu.“ („Es ist mir schon besser gegangen.“)

A, erstaunt: „Nu?“ („Na geh, sag, was ist denn?“)

B, abwehrend: „Nu!“ („Es geht mir halt nicht so gut, aber mehr ist dazu nicht zu sagen.“)

A, akzeptierend: „Nu.“ („Okay, wenn Du nicht darüber reden willst, lasse ich Dich in Ruhe.“)